Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 34 Marburg i. H., den 23. August 1906

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Mit Jesus verwandt — Ueber die Frage des Austritts aus der Kirche — Propst von der Goltz — Arbeiter und Schriftsteller. Ein Gedenkblatt zu Karl Fischers Tode — Landgraf Philipp von Hessen. Ein Rückblick auf das Jubiläum des Jahres 1904. Erste Hälfte — Noch mehr Schriften zu und über Hilligenlei (Heine, Delbrück, Wahl, Bödewadt, Nonnemann, Müsebeck) — Verschiedenes: Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Mit Jesus verwandt

Wer Gottes Willen tut, der ist mein Bruder und meine Schwester und meine Mutter. Mark. 3, 35.

Jesu Angehörige verstanden ihn nicht. Sie meinten, er sei von Sinnen, und wollten ihn nach Hause bringen. Das hat ihm weh getan. Aber in der Gewißheit seiner göttlichen Berufung konnte es ihn nicht irre machen. Wollten die leiblichen Verwandten ihn nicht anerkennen, und wurde er ihnen immer mehr entfremdet, so schloß sich umso enger das Band der geistigen Verwandtschaft mit seinen Jüngern, mit Allen, die Gottes Willen erfaßten und taten.

Sind wir so mit Jesus verwandt? Von der Beantwortung dieser Frage hängt es ab, ob wir uns mit Recht Christen nennen dürfen. Und wo immer wir bei Menschen ein aufrichtiges Streben nach dem Tun des Gotteswillens finden, da haben wir jesusverwandten Geist, da sollen und wollen wir uns hüten vor absprechenden Urteilen, auch wenn wir in „Glaubenssachen“ anders denken als jene. Unser Bekenntnis zu Jesus als dem Herrn ist nur dann echt, wenn wir mit ihm eins sind in der Lebenslosung: Gottes Wille über Alles! A E

Ueber die Frage des Austritts aus der Kirche

(Nach einer Rede)

1

In jüngster Zeit ist öfters eine leidenschaftliche Agitation für den Austritt aus der Kirche in Szene gesetzt worden. Sie hat auch je einen gewissen Erfolg gehabt, obgleich nicht den, den man von der einen Seiten hoffte, von der andern vielleicht auch fürchtete. Daß ich in diese Agitation selbst einzutreten gedenke, wenn ich eine Rede darüber ankündige, werden Sie, meine Zuhörer, gewiß nicht erwarten. Ich gestehe Ihnen sogar, daß mein Interesse für diese Bewegung nicht so weit reichte, daß ich sie im Einzelnen hätte verfolgen mögen. Aber ich hatte eine ganz private, persönliche Veranlassung, mich mit der Frage des Austritts aus der Kirche aufs neue zu beschäftigen. Ein befreundetes Ehepaar, das sich nicht hatte kirchlich trauen lassen, das auch sein Kind nicht zur Taufe gebracht hatte, wünschte meine Meinung darüber zu hören, ob es nicht folgerichtig sein Verhältnis zur Kirche überhaupt lösen sollte. Daraus ergaben sich Erörterungen, in denen ich bald, statt Andre zu beraten, meine eigene Stellung verteidigen mußte. Ich hörte bei dieser Gelegenheit auch, daß mich Manche einer unbegreiflichen, ja unverzeihlichen Inkonsequenz beschuldigen, weil ich meinen Austritt aus der württembergischen Landeskirche nicht erklärt habe. Nachdem zwischen mir und meinen Freunden viel hin und her geredet worden war, hatte ich doch nicht den Eindruck, daß es mir gelungen sei, ganz zum Ausdruck zu bringen, was mich zu meinem Verhalten bestimmt. Ja noch mehr: es wurde mir wirklich zweifelhaft, ob es nicht doch meinem tatsächlichen Verhältnis zur Kirche am besten entsprechen würde, daß ich meinen Austritt aus ihr formell vollzöge. Ich habe also die ganze Sache, die mich seit längerer Zeit kaum mehr beschäftigt hatte, neu durchdenken müssen. Und da ich Ihnen, meine Zuhörer, das Recht zugestehe, darüber genau unterrichtet zu sein, wie ich zur Kirche stehe, so will ich die Abrechnung mit mir selbst, zu der ich so wieder genötigt wurde, Ihnen offen vortragen.

2

Ich beginne wohl am besten damit, daß ich Ihnen ins Gedächtnis zurückrufe, wie ich in meine eigentümliche Stellung zur Kirche gekommen bin. Manche von Ihnen, die mich erst seit kürzerer Zeit hören, werden davon überhaupt keine genaue Kenntnis haben. Das wissen Sie gewiß Alle, daß ich ein abgesetzter Pfarrer bin. Des Amtes entsetzt wurde ich, weil ich mich weigerte, und auf dieser Weigerung beharrte, die Taufe fernerhin in der vorgeschriebenen Weise zu vollziehen. Als ich nun aus dem Kirchendienst entlassen war, erstattete ich öffentlich genauen Bericht über meine bisherige religiöse Entwicklung, erklärte öffentlich, daß ich das Glaubensbekenntnis, das ich in meiner Konfirmation abgelegt, zurückgenommen habe, und richtete öffentlich an die evangelische Landeskirche Württembergs die Frage, ob ich so noch ihr Mitglied sei.*) Eine Antwort habe ich, wie zu erwarten, nicht erhalten. Ich bin aber aus der Kirche nicht ausgeschlossen worden: das hätte mir doch eröffnet werden müssen. Ich selbst habe, wie schon bemerkt, meinen Austritt auch nicht erklärt. Meine später geborenen Kinder habe ich auf den „Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes“ eines durch einen ordinierten Freund taufen lassen, eines selbst auf dieselbe Weise getauft und dem zuständigen Geistlichen davon Mitteilung gemacht. Darauf wurde mir erwidert, daß diese Taufen kirchliche Giltigkeit nicht haben.**) Meine älteren Kinder habe ich später davon zurückgehalten, in der Konfirmation ein Glaubensbekenntnis abzulegen, das ich selbst wieder zurücknehmen mußte. Darum hat sich Niemand bekümmert. Die Kirchensteuer hat mir die Kirche bis jetzt nicht abverlangt.

*) Eine Frage an die evangelische Landeskirche Württembergs. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht, 1892.

*) Ein neuer Beitrag zur Taufpraxis und zum Taufrecht! Nach bremischem Recht, das sämtliche Juristen billigen, der Theologe Gottschick beanstandet hat, ist eine Taufe dadurch giltig, daß sie auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes vollzogen wird. In Württemberg genügt das nicht, auch nicht wenn „ein ordinierter Freund“ die Taufe vollzieht. Unseres Erachtens hätte dies doch genügen müssen, und sofern da ein Eingriff in die Amtssphäre des zuständigen Pfarrers stattgefunden hatte, die Sühne dafür auf anderm Wege erfolgen müssen als durch Ungiltigkeitserklärung der Taufe. Uns scheint, das Kirchenrecht spielt ein wenig mit den „Sakramenten.“ D H

Eine Erklärung darüber hat mir die Kirche nicht gegeben; ich habe sie auch nicht erbeten.

Dies ist also mein wirkliches Verhältnis zur Kirche: ich frage sie, ob ich ihr Mitglied noch sei — sie gibt mir keine Antwort; ich ordne meine religiösen Angelegenheiten nach meiner Ueberzeugung — sie ignoriert mich. Also die einfachste, klarste Sache von der Welt. Ich glaubte deshalb auch, daß ich diesen Zustand meinerseits unbedenklich fortbestehen lassen könne, bis die Kirche durch eine Antwort auf meine Frage (die ich nicht zurückgenommen habe) ein neues Moment in die Sache bringe, zu dem ich natürlich wieder Stellung nehmen müßte. Und um es sofort zu sagen: dieser Meinung bin ich noch.

3

Aus dem Gesagten ergibt sich, wie die Frage für mich eigentlich steht; und es scheint mir nicht überflüssig, dies noch deutlicher herauszustellen. Denn man kann den Austritt aus der Kirche unter sehr verschiedenen Gesichtspunkten erwägen, vollziehen und unterlassen. Ich aber sehe diese Sache nur von einer Seite: alle andern will ich nicht in Betracht ziehen. Daß mich die eingetretene Agitation für den Austritt aus der Kirche so wenig interessiert, hat seine Ursache eben darin, daß sie die Frage anders stellt als ich.

Bei ihr spielen nämlich Zweckmäßigkeitsgründe eine bedeutende Rolle. So die Rücksicht auf den Vorteil und Nachteil, den je in seiner Weise der Austritt aus der Kirche oder das Verbleiben in der Kirche mit sich bringt. Da ferner die Kirche mit dem Staat verwachsen ist, so macht man politische Erwägungen für oder wider den Austritt aus der Kirche geltend. Endlich will man durch den Austritt aus der Kirche gegen die religiöse Haltung der Kirche demonstrieren; andererseits will man durch sein Verbleiben in der Kirche sich die Möglichkeit einer Einwirkung auf ihre religiöse Entwicklung offen halten. Auch in diesem Falle wird das Verhältnis zur Kirche noch als ein äußerliches betrachtet, das man als Mittel zur Erreichung eines Zweckes benützen könne. Und das gefällt mir nun eben nicht: ich glaubte durch solche Erwägungen mich und die Kirche und mein Verhältnis zu ihr zu entwürdigen.

Meine Frage ist nur diese, soll nur diese sein: ob ich zur Kirche gehöre oder nicht gehöre. So kann es mir ja auch fraglich werden, ob ich zu einer Rasse, einem Stamm, einer Familie gehöre oder nicht gehöre. Es handelt sich für mich also nur um die Feststellung eines Tatbestands; der etwaige Austritt aus der Kirche käme für mich nur in Betracht als Anerkennung und Offenbarung eines tatsächlichen Verhältnisses. Gehöre ich zur Kirche, so soll mich keine Unzufriedenheit, kein Zwist mit meiner Kirche verleiten, die Zugehörigkeit zu ihr zu verleugnen. Gehöre ich nicht zur Kirche, so soll mich Nichts hindern, dies öffentlich kund zu geben. Ich anerkenne keine Rücksicht der Zweckmäßigkeit, aber auch keine Rücksicht der Pietät, die es rechtfertigen könnte, daß ich für ein Glied der Kirche gelten wollte, das ich nach meinem Bewußtsein nicht wäre.

In dieser Fragestellung macht mich auch die Kirche selbst nicht irre; denn sie scheint selbst oft der Meinung zu sein, daß man aus Gründen in sie eintreten könne, solle. Die römisch-katholische Kirche meint, ich müsse um meines Heils willen ihr zugehören. Meine Antwort ist: daß ich eben nicht römischer Katholik bin; wie sichs bei diesem Tatbestand mit meinem Heil einmal verhalten wird, muß ich und kann ich wohl abwarten. Auch der evangelischen Kirche gehöre ich nicht um meines Heils willen an; sondern wenn ich zu ihr gehöre, nur weil ich zu ihr gehöre.

Die Frage liegt also für mich einfach genug. Und doch ist sie offenbar nicht so leicht zu beantworten. Aus welchem andern Grunde sollte mir denn die Kirche auf meine so klare, bestimmte Frage die Antwort schuldig geblieben sein, als weil sie über die Antwort nicht schlüssig werden konnte? Oder hat sich etwa Niemand gefunden, der sich kompetent geglaubt hätte, mir in ihrem Namen die Antwort zu geben? Ist mir darum überlassen geblieben, mir meine Frage selbst zu beantworten? Hätte also Jeder über seine Zugehörigkeit zur Kirche selbst zu befinden? Wäre Jeder ihr Mitglied, der sich dafür hält? dafür ausgibt? So möchte es scheinen; und dann würde bloß ich mir überflüssige Skrupel und der Kirche überflüssige Beschwerden machen, indem ich die Kirche und mich erst fragte, ob ich denn zur Kirche auch wirklich gehöre. Aber das wäre doch mehr als sonderbar. Ich erlaube mir also vorerst noch anderer Meinung zu sein: daß es Etwas sei, zur Kirche zu gehören, und daß es deshalb auch einen ernsten Sinn habe, sich die Frage vorzulegen, ob man wirklich zu ihr gehöre.

4

Um den Sinn dieser Frage zu bestimmen, müssen wir offenbar erst untersuchen, was denn die Kirche ist. Das könnte ich wieder sie selbst fragen; aber ich weiß als Theologe, daß ich darauf, wenn je, nur eine ganz unbestimmte Antwort bekäme, die mir nicht weiter hülfe. Doch die Kirche leibt und lebt ja vor meinen Augen; ich lebe selbst in ihr oder habe doch in ihr gelebt; und ich kenne ja ihre Geschichte einigermaßen. So versuche ich ihr selbst abzusehen, was sie ist.

Nun hat die Kirche Mitglieder, hat eine abgestufte Beamtenschaft, hat Satzungen verschiedener Art, hat auch Besitz. Aber was sie hat, das ist sie nicht: sie ist nicht die Summe ihrer Mitglieder, nicht die Klerisei, nicht das Bekenntnis, die Liturgie, die Kirchenordnung, nicht das Kirchengut. Was ist sie denn nun? Ich sage: eine Kollektivpersönlichkeit von gewissem Alter (nächstens zweitausend Jahren), gewissem Sinn und Charakter, gewissen Gewohnheiten, mit gewissen Gedanken über sich selbst, Bestrebungen u. s. f. Das ist die Kirche. Um unser Verhältnis zu ihr zu bestimmen, müssen wir sie also als die konkrete Kollektivpersönlichkeit, die sie ist, erkennen; wozu ein Doppeltes gehört: daß wir die allgemeinen Eigenschaften erkennen, die sie als Kollektivpersönlichkeit hat; und dann die besondere Art, die gerade ihr eignet. Die Kollektivpersönlichkeit wird aber wieder die allgemeinen Eigenschaften der Persönlichkeit teilen, die wir an der Einzelpersönlichkeit leichter erkennen. Also gehe ich davon aus, wie wir die Einzelpersönlichkeit (uns selbst und Andre) erkennen und unser Verhältnis zu ihr (zu uns selbst und zu Andern) bestimmen.

Nun wissen wir alle, was das für eine schwierige Sache ist, einen Menschen kennen zu lernen. Denn ihn, den Menschen, selbst bekommen wir nie unmittelbar zu sehen. Was uns vor Augen tritt, die Züge, Geberden, Worte und Taten, sind nur seine Lebensäußerungen. Und in diesen seinen Aeußerungen kommt das innere, eigentliche, wirkliche Wesen des Menschen nie vollständig, rein und unzweideutig zum Ausdruck. Es ist kein Wort die bloße und ganze Aussage des Sinns, den es mitteilen soll; keine Tat die direkte Verwirklichung der Absicht, aus der sie entspringt. Kein einzelnes Wort, keine einzelne Tat kann den ganzen Menschen offenbaren. Aber auch die Summe der Lebensäußerungen ist nicht die eindeutige Selbstdarstellung der Person. Geschichtsschreiber, die ganz dieselben Quellen benützen, können ohne die Absicht der Entstellung den Charakter ihres Helden ganz verschieden auffassen; die besten Gestalten der hervorragendsten Dichter (wie Hamlet, Faust, Egmont u. s. f.) werden von den scharfsinnigsten und redlichsten Erklärern, die doch alle denselben Wortlaut der Dichtung vor sich haben, durchaus nicht gleich gedeutet. Und diese Mehrdeutigkeit der Person wird durch Erklärungen, die sie über sich selbst gibt, nicht aufgehoben. Von der Möglichkeit, daß sie uns über sich täuschen wolle, können wir hierbei ganz absehen. Aber was sie von sich sagt, ist immer wieder verschiedener Deutung fähig. Und wenn es ihr geglückt ist, sich ganz eindeutig über sich selbst auszusprechen, so ist immer noch die Frage, ob sie sich selbst kennt. Der Mensch ist höchst selten, vielleicht nie, wirklich und genau das, was er von sich denkt. Er erlebt sich freilich unmittelbar, aber nie in einem Moment vollständig, nie ganz rein und klar. Seine Vergangenheit kann er nicht ganz im Gedächtnis behalten, seine Zukunft nie sicher voraussehen: darum hat er nie einen abgeschlossenen Begriff von sich selbst, weiß nie, was er wirklich will.*) So ist die empirische und

*) Mörike sagt ebenso wahr wie fein: „Der Kerl in mir, der sich auf den E. Mörike besser versteht als ich selber."

wirkliche Persönlichkeit zu unterscheiden: diese scheint durch jene immer wirklich und immer nur durch. Am unzweideutigsten aber offenbart sich die wirkliche Persönlichkeit nicht etwa in dem Nachdenken über sich selbst, sondern in den Momenten gesteigerter Leidenschaft und übermächtiger Begeisterung. Wollen wir den Nebenmenschen wirklich kennen lernen, so müssen wir ihn beobachten, wenn er sich gehen läßt, ohne Aufmerksamkeit auf sich selbst und ohne Absichtlichkeit des Gebahrens. Uns selbst sehen wir am deutlichsten in den geheimnisvollen Augenblicken innerer Stille, die je und je in der höchsten Erregung des Gemüts eintreten, oder auch in Momenten der Ermattung, da wir unser Selbst gerade noch in uns versinken oder auftauchen sehen.

Das Wesen der Kollektivpersönlichkeit enthüllt uns Paulus in seinem bekannten Wort: „So lebe nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir.“ Der wirkliche Paulus, der durch den empirischen Paulus als durch ein unvollkommen und ungleichmäßig durchlässiges Medium nur durchscheint, wird von Paulus als Christus erkannt — als der wirkliche Christus natürlich, der auch durch Jesus von Nazareth, als durch ein unvollkommen und ungleichmäßig durchlässiges Medium, immer nur durchschien. Wenn nun Petrus und Johannes im selben Sinne sagen können: „so lebe nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir,“ so sind Paulus und Petrus und Johannes nur als empirische Menschen drei, in Wahrheit und Wirklichkeit aber eine Person, nämlich eben Christus. Als Einzelpersönlichkeiten sind sie aber nicht sowohl (wie Paulus sich ausdrückt) verschiedene Glieder, sondern vielmehr mannigfache Inkarnationen des einen Christus, der ihr Aller innerer, wirklicher Mensch ist: der eigentliche Paulus, Petrus, Johannes. So sind Paulus, Petrus und Johannes, zugleich als Vielheit und als Einheit gesehen, Eine Kollektivpersönlichkeit: die Kirche Jesu Christi. Und zu ihr gehören Alle, die im Laufe der seither verflossenen Jahrhunderte von sich haben sagen können, die das in weiteren Jahrhunderten ferner von sich werden sagen können: „so lebe nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir.“

Die wahre und wirkliche Kollektivpersönlichkeit der Kirche offenbart sich nun in der Einzelpersönlichkeit, die ihr angehört, auf dieselbe Weise, unter denselben Bedingungen, mit derselben Einschränkung, wie sich uns selbst und Andern unser wahrer, wirklicher, innerer Mensch offenbart: sie ist ja eben die wahre Persönlichkeit ihrer einzelnen Inkarnationen. Wenn ich in einem Andern die Kirche durchscheinen sehe, so glaube ich dessen wahres Selbst zu sehen und erkenne zugleich, daß dies „Christus“ ist. Und dasselbe gilt von mir in Beziehung auf mich selbst. Eine Manifestation der Kirche ist es aber auch, daß der Christus in Petrus, Paulus und Johannes sich als derselbe Christus erkennt, liebt und will. Dies gibt sich den empirischen Ausdruck, daß Petrus, Paulus und Johannes sich zusammenschließen, sich über die Art, den Zweck, die Bedingungen ihrer Verbindung zu verständigen suchen. Es ist nun ein verbreitetes Mißverständnis, daß diese Verbindung die wirkliche Kirche sei. Nein, diese empirische Kirche ist wieder nur eine Inkarnation der wirklichen Kirche, nämlich des einen Christus, der in den sich Verbindenden als ihre wirkliche Person lebt. Auch ist sie als bloße Inkarnation immer nur ein unvollkommener, unsicherer Ausdruck von dem Wesen des „Christus“. Was Paulus, Petrus und Johannes über ihre Verbindung bestimmen, wird deren wahrem Sinn um so näher kommen, je weniger Reflexion und Berechnung in ihrer Verständigung ist, je mehr sie ein unmittelbares Zusammenfließen des sie belebenden Geistes ist. Da die sogenannten „Bekenntnisse“ der Kirche bekanntermaßen in hohem Grade ausgeklügelt sind, können sie für eine authentische Selbstdarstellung der wirklichen Kirche nicht gelten. Das ist nach der Art ihrer Entstehung nicht anders zu erwarten. Es ist eine Tatsache der Erfahrung, daß in den Beratungen einer Versammlung die Widerstände gegen das Durchstrahlen des Geistes in den Einzelnen sich höchst selten gegenseitig aufheben, vielmehr zumeist summieren, ja multiplizieren: somit ist es so gut wie unmöglich, daß gerade in Synoden oder Kollegien der Geist der Kirche sich zu einem besonders klaren und reinen Bewußtsein seiner selbst durchringe. Dies wird ihm viel eher in dem Einzelnen gelingen. Uebrigens ist es nicht von wesentlicher Bedeutung, daß Petrus, Paulus und Johannes, oder Luther und Zwingli u. s. f. zu einer Verständigung über die Art ihrer Gemeinschaft gelangen. Wie ich, als die reale Einheit, die ich doch bin, mir selbst widersprechen, mit mir selbst in Zwiespalt geraten kann: so kann auch der „Christus“ in seinen mannigfaltigen Inkarnationen sich widersprechen und bekämpfen: und er lebt doch in ihnen Allen als der Eine Christus. Wenn Luther zu Zwingli sagt: „Ihr habt einen andern Geist als wir,“ so kann trotzdem ein Geist in Luther und Zwingli gelebt haben. Luther hatte sich selbst nur noch nicht verstanden, hatte also den Christus in ihm, seinen wirklichen Geist, nur noch nicht verstanden.

5

So verhält es sich mit der Kirche. Und nun fragt es sich also, ob ich zur Kirche gehöre. Dies ist dann der Fall, wenn der Geist, der in mir lebt, der Geist der Kirche ist. Also müßte ich, um meine Zugehörigkeit zur Kirche festzustellen, den Geist kennen, der der wirkliche Träger meines Lebens ist, und den Geist, der das wirkliche, einheitliche Subjekt der von Jesus ausgehenden geschichtlichen Entwicklung ist. Ich glaube nun den einen wie den andern schon geschaut zu haben, so gut man eben den Geist durch das trübe Medium seiner Aeußerungen hindurch schauen kann; und ich bekenne und behaupte in Folge dessen, daß auch ich zur Kirche gehöre. Sollte sich mir das einmal als Täuschung erweisen, so würde ich gestehen, daß ich nicht zur Kirche gehöre.

Nun könnten Sie wohl erwarten, daß ich Ihnen den Geist der Kirche und meinen eigenen Geist sozusagen vorstelle, damit Sie die Richtigkeit meines Urteils über mich selbst prüfen könnten. Das werde ich vielleicht ein andermal zu tun versuchen. Heute liegt mir mehr daran, genau zu beleuchten, was die Zugehörigkeit zur Kirche zu bedeuten habe. Und zwar möchte ich einige weitverbreitete Mißverständnisse noch ausdrücklich nennen und abweisen — unter der Hand habe ich es bereits getan.

Daß ich zur Kirche gehöre, bedeutet nicht, daß ich eine sogenannte kirchliche Autorität anerkenne. Ich brauche und kenne überhaupt keine Autorität; ja ich scheine mir nachgerade gar keinen Sinn mehr dafür zu haben, was das mit den Autoritäten besagen soll. Das ist allerdings ein Grundzug meines Geistes, wie er sich mir nach und nach geoffenbart hat; und ich finde mich darin in Uebereinstimmung mit dem Geiste der Kirche. Was soll mir denn die Autorität? Soll sie mich bestimmen, daß ich als Wahrheit anerkenne, was ich nicht, noch nicht oder nicht mehr als Wahrheit erkenne? Dazu hatte ich einst den besten Willen; aber der Geist in mir bekümmerte sich um meinen guten Willen immer weniger; nun sehe ich in dieser ganzen Auffassung meines Verhältnisses zur Wahrheit ein geistloses Mißverständnis des Wesens der Wahrheit. Oder soll mich die Autorität bestimmen, zu tun und zu lassen, was ich von mir aus lassen oder tun würde? Wenn der Geist in mir unsicher ist, bin ich der Autorität dankbar, die mir über den toten Punkt der Unentschlossenheit hinüberhilft. Jetzt tritt dieser Fall nur noch selten ein; und dann handelt es sich zumeist um Schwierigkeiten, in denen der Rat der Autoritäten versagt. So gibt mir auf die Frage, ob ich aus der Kirche austreten soll, weder das Neue Testament noch irgend ein Bekenntnis, weder Jesus noch Paulus noch Johannes noch Luther eine direkte, klare, sichere Antwort. Ich sehe also wirklich nicht, was mir die Autoritäten noch sollen. Uebrigens haben gerade die Autoritäten, unter die ich von der Kirche gestellt worden bin, mir mein Verhältnis zur Kirche bis zum Unerträglichen erschwert. Mich hat die Beschäftigung mit dem Neuen Testament zum Kirchendienst unbrauchbar gemacht, nicht der Einfluß ungläubiger Philosophen. Hätte ich Strauß über Jesus gesetzt, so wäre ich heute noch Pfarrer.

Ferner fällt mir die Zugehörigkeit zur Kirche nicht zusammen mit der Teilnahme an dem kirchlichen Leben. Ich anerkenne dieses als eine Aeußerung des Geistes der Kirche. Da sich dieser überhaupt nie vollständig und rein offenbaren kann,

verwundere und entrüste ich mich immer weniger darüber, daß das kirchliche Leben durchaus nicht lauter christliches Leben ist. Wenn aber mein Geist in dessen Formen sich nur zur Not wiederfinden kann; wenn er gar beim Gebrauch dieser Formen sich selbst verleugnen muß: so findet er besser, in Aller Interesse, daß er sich abseits für sich reiner und freier auslebe. Warum sollte ich Predigten anhören, die mich mehr zur Kritik herausforderten, als daß sie mich erbauten? Warum sollte ich Gebete mitsprechen, in einer Sprache abgefaßt, die ich mit Gott am allerwenigsten reden würde? Warum sollte ich Bekenntnisse ablegen, in denen mein Geist sich auch, aber doch oft sehr schief und sogar falsch ausgedrückt findet? Warum denn? Wenn ich nicht in die Kirche gehe, werde ich dort nicht vermißt. Ich will nun nicht sagen, daß auch ich meinerseits, was ich vom öffentlichen Gottesdienst einst hatte, gar nie vermissen würde; aber ich habe gelernt, sogar auf das wirklich Gute zu verzichten, wenn ich es nur in einer Form haben kann, die mir einen reinen, erfreulichen und bekömmlichen Genuß unmöglich macht. Dies kann ich in diesem Falle um so eher, da ich mir unschwer Ersatz schaffen kann. Ich bin nicht zur religiösen Vereinsamung verdammt, wenn ich an dem kirchlichen Leben nicht teilnehmen kann. Da und dort findet mein Geist immer wieder eine Ansprache, die ihn erfrischt. Im Notfall schweift er über Zeiten und Räume hinweg; und von einer stillen Stunde mit Luther habe ich mehr als von einer angeblich lutherischen Predigt.

Daß ich zur Kirche gehöre, bedeutet also für mich nicht mehr, aber auch nicht weniger, als daß ich zur Kirche, der wirklichen — gehöre. Ein Gefühl der Unterordnung habe ich dabei so wenig, daß ich im Gegenteil sagen könnte: ich bin auch die Kirche — so gut oder auch mehr als Konsistorien und Synoden, Bekenntnisse und Liturgien. Ich stehe auch nicht unter den Autoritäten der Kirche, sondern neben ihnen — Jesus eingeschlossen; denn auch er war keine absolut vollständige, klare und reine Inkarnation des „Christus“, der das wirkliche Subjekt der in Jesus einsetzenden Entwicklung des Menschengeistes ist. Die Teilnahme am kirchlichen Leben ist aber eine Sache und Frage für sich und von der Zugehörigkeit zur Kirche wohl zu unterscheiden.

6

Da möchten Sie wohl, meine Zuhörer, mich verwundert, vielleicht auch etwas ärgerlich fragen: „Was soll das Alles? Ueber diese Zugehörigkeit zur Kirche braucht man sich wirklich nicht den Kopf zu zerbrechen. Sie ist ja bloß ein Urteil, das jeder Einzelne über sich selbst fällt. Aber daraus folgt ja weiter Nichts, weder für ihn, noch für die Kirche. Die Kirche braucht ihn nicht als Glied anzuerkennen, der sich so zu ihr rechnet; und er behält sich vor, sein Verhalten gegen die Kirche noch eigenem Gutdünken einzurichten. Es ist also gleichgültig, ob man diese Zugehörigkeit zur Kirche behauptet oder aufgibt; es verlohnt sich gar nicht davon zu reden.“

Ich rede doch davon; und ich halte es auch nicht für gleichgiltig, daß ich, in meinem Fall, meine Zugehörigkeit zur Kirche behaupte.

Eine praktische Folge würde ich ihr doch geben, wenn ich in die Lage dazu käme: ich würde meine Kirchensteuer bezahlen — die man aber, wie gesagt, nicht von mir will.

Dagegen ist es ganz richtig, daß mein Urteil über mich selbst, ich gehöre zur Kirche, für jeden Andern unverbindlich ist. Es möge also Jeder in diesem Punkte (wie überhaupt) über mich denken, wie er es gut findet. Doch möge er mir zugestehen (tut ers nicht, so werde ich darüber nicht verzweifeln), daß sein Urteil über mich für mich noch weniger verbindlich ist. Zwar habe ich an mir selbst gelernt, daß der Mensch nie genau das ist, was er von sich denkt; ich habe mich sogar schon von Andern in wesentlichen Dingen über mich selbst belehren lassen; öfter aber habe ich Gelegenheit gehabt, mich darüber zu ärgern und zu belustigen, wie Vieles Andre von mir wußten, was mir selbst ganz unbekannt war. So bleibt es doch dabei: wer ich bin, muß ich besser wissen als Andre. Ferner beschäftigt mich seit nachgerade dreißig Jahren, theoretisch und praktisch, was es mit dem Christentum sei. Ich habe zwar das Wenigste gelesen, was darüber geschrieben worden ist, habe dadurch aber die Zeit gewonnen, mich mehr über die Sache selbst zu besinnen; und die sogenannten Urkunden des Christentums sind mir ziemlich vertraut. Ich weiß also ungefähr so gut wie Andere, was Christentum ist. Wer sollte also besser über meine Zugehörigkeit zum Christentum urteilen können als ich selbst? Denn ich bin mir auch der inneren Freiheit bewußt, daß ich mir die Zugehörigkeit zur Kirche Jesu Christi absprechen könnte, wenn ich eben nicht zu ihr gehörte. Ich bin also in dieser Sache mein eigener Richter und brauche für das Urteil, das ich mir fälle, keine andere Anerkennung, auch nicht die eines Konsistoriums, einer Synode, eines Landesbischofs oder etwa einer theologischen Fakultät. Diese Instanzen anerkenne ich loyal, sofern sie über kirchliche Anstellung, über Besoldungen und Titel entscheiden: weiter reicht ihre Kompetenz für mich nicht. Doch, sie könnten mir auch Absolution und Abendmahl versagen (wenn ich sie begehrte) und ein christliches — nein, kirchliches — nein, offizielles Begräbnis. Da ich mich aber jeden Tag am Geiste Christi erquicken kann, so brauche ich den Genuß von Leib und Blut Christi nicht; und meinen Geist kann ich einmal selbst in die Hände des Vaters empfehlen, ohne einen offiziellen Mittelsmann. Was dann mit meinem Leichnam geschehen soll, ist mir keine Sorge. Es ist also richtig: ich kann von der offiziellen Kirche die Anerkennung meines subjektiven, privaten Christentums nicht verlangen; da ich diese Anerkennung aber auch nicht brauche, so scheint es überflüssig, von der Sache zu reden. Aber das ist nicht überflüssig, sondern sehr nützlich, ja notwendig, daß scharf und klar zum Ausdruck komme, wie die Sache zwischen uns und der offiziellen Kirche steht. Wir Laien, gerade sofern wirklich der Geist Christi, also der Geist der Kirche, in uns lebt, brauchen den ganzen Apparat der offiziellen Kirche nicht. Wenn die offizielle Kirche je einmal unsere geistige Nahrung im Monopol gehabt hat, so ist es damit doch schon längst aus. Wir sind unsre eignen Priester — was, beiläufig bemerkt, keine neue Ketzerei von mir ist. Wenn wir die Sakramente noch brauchten, so könnten wir sie uns selbst recte administrieren, d. h. „laut des Evangelii“ (Conf. Aug. Art. VII). Aber wir brauchen gar keine Sakramente: denn um ihre Einsetzung durch Jesus ist es eine sehr zweifelhafte Sache; und wenn sie von Jesus eingesetzt wären, brauchten wir sie erst nicht. Jesus ist nicht der Christus; und Christus, der Geist ist, ist kein Freund von Zeremonien, wenn Jesus je so unvorsichtig gewesen sein sollte, solche zu stiften. So steht die Sache; und der Geist Christi wird dafür sorgen, daß dieser Stand der Sache immer deutlicher sich offenbaren wird. Er ist seit Luther nicht müßig gewesen; wenn einmal seine Zeit gekommen ist, werden alle Konsistorien, Synoden und Landesbischöfe ihn nicht zu bannen vermögen — die doch (das sei wiederholt) in ihrer Weise auch in seinem Dienste stehen, so gut wie die Konzilien und Päpste.

Das darf wohl gesagt werden, und zwar im Namen der Kirche; denn ich bin auch die Kirche. Daß ich mich zur Kirche bekenne, hat aber noch einen zweiten, guten Sinn, der mir nicht minder wichtig ist. Ich will mich dadurch nicht sowohl den Kirchlichen in empfehlende Erinnerung bringen (das haben Sie schon merken können), sondern von den Antikirchlichen abscheiden. Gegen gewisse Theosophen und Neo-Buddhisten; gegen die Gräkomanen und Andere, die hinter das Christentum zurückwollen; gegen Alle, die drauf und dran sind, die Religion der Zukunft zu erfinden: erkläre ich, daß ich meinesteils der Kirche Jesu Christi zugehöre. Und ebenso gegen die Hochwissenschaftlichen und Hochmoralischen, die über den Mischmasch von Irrtum und Gewalt, aus dem die Kirchengeschichte freilich zum guten Teil besteht, nur die Hände zusammenschlagen und die Nase rümpfen können. Weil das Christentum Vielen so gar nicht zeitgemäß mehr erscheint; weil die Vergangenheit und Gegenwart der Kirche wirklich so viele dunkle Flecken zeigt: eben deshalb heiße ich die christliche Kirche meine Kirche. Denn ich will mich selbst nicht verleugnen. Der beste Inhalt meines ganzen Geisteslebens ist, daß sich gewisse dumpfe und trübe, aber entwicklungsfähige Stimmungen und Strebungen,

die aus dem christlich-kirchlichen Leben stammen, in mir allmählich zu mehr Klarheit hindurchrangen und hindurchringen. Aber was ich in dem beschränkten Glauben, ja Aberglauben meiner Jugend suchte, das ist eigentlich heute noch der Gegenstand meines Sehnens; und was ich heute will, das habe ich unbewußt, aber eigentlich, also wirklich, schon als befangenes und törichtes Kind gewollt. Der Geist der Kirche hat sich wenigstens in mir noch nicht ausgelebt. Wenn Andere, die neben und mit mir die Kirche sind, noch in den Irrtümern und Torheiten leben, die ich in meiner Entwicklung selbst durchlaufen habe, so sind sie doch meine Geistesverwandten. Ich lasse mich von ihnen nicht bevormunden, wie ich sie nicht bevormunden will; wenn ich mich mit ihnen über einen für beide Teile ersprießlichen modus vivendi nicht einigen kann, so verzichte ich mit Bedauern, doch ohne Reue auf ihre Gesellschaft; aber ich verleugne sie nicht. Wollen sie mich verleugnen, so ist das ihre Sache: ich werde trotzdem die fortbestehende Verwandtschaft nie in Abrede ziehen.

7

Wie ist es also mit dem Austritt aus der Kirche zu halten? Die Antwort kann nach dem Gesagten nicht zweifelhaft sein.

Wer in keinem, noch so freien oder auch abgeschwächten Sinn sagen kann und mag: „so lebe nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir“ — der verlasse die Kirche, zu der er nicht gehört. Das ist das Einzige, das seiner persönlichen Würde entspricht; das entspricht auch allein dem wirklichen Interesse der Kirche. Insofern wünschte ich der Agitation für den Austritt aus der Kirche aufrichtig einen viel größeren Erfolg, als sie gehabt hat. Nun, diese wünschenswerte Bewegung wird schon besser in Gang kommen. Wer hinterher merkt, daß er sich über sich und die Kirche getäuscht hat, kann ja wieder zur Kirche zurückkehren.

Wenn wir aber der Wahrheit gemäß von uns sagen können, also auch nicht nur sagen wollen, sondern sagen müssen: „so lebe nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir“ — so können wir aus der Kirche unmöglich austreten; denn wir sind mit die Kirche. Daraus folgt aber keineswegs, daß wir uns als bequeme und gefügige Mitläufer an dem kirchlichen Brauch beteiligen, ohne Rücksicht auf den Geist, der in uns lebt. Nein, weil wir mit die Kirche sind, bewegen wir uns mit vollständiger Freiheit in ihr. Wir werden uns nicht mit einer Nahrung abspeisen lassen, die nicht für unsere Bedürfnisse zubereitet ist: denn wir ernähren uns überhaupt selbst. Wir werden unsre Kinder nicht mit einer Taufe taufen lassen, die unsern christlichen Geist nicht ausdrückt, sondern verleugnet. Entweder taufen wir sie selbst oder lassen wir sie ungetauft. Wird sich der Geist Christi, vielleicht mit unserer Hilfe, ihrer einmal bemächtigen, so wird er sie schon lehren, wie sie dann ihr Verhältnis zu der offiziellen Kirche gestalten sollen. Wir werden unsre Kinder nicht in einem Glauben „konfirmieren“ lassen, der nur ein steifer, schiefer, vielleicht gar falscher Ausdruck des auch in uns lebenden Geistes Christi ist. Wir wollen sie überhaupt nicht so früh „konfirmiert“ haben: vielmehr wünschen wir, daß sie der Geist möglichst lange in der Bewegung, also im Werden erhalte. Sind sie ihres Geistes einmal gewiß geworden, so wird er das auch richtig zum Ausdruck bringen. Im übrigen wirken auch wir im Geiste Christi: in Verbindung mit der offiziellen Kirche oder getrennt von ihr oder gegen sie — ganz wie es uns, ihr und der Sache entspricht. So halten wirs — oder richtiger: so halte ichs, ob Jemand mittut oder nicht.

Wenn nun aber der offiziellen Kirche diese unsere Art von Kirchlichkeit nicht paßt, so mag sie uns ausschließen. Ich habe keine Lust und keinen Grund, ihr das zu ersparen; wie ich einst keine Lust hatte und keinen Grund dafür, aber viele dagegen, daß ich dem württembergischen evangelischen Kirchenregiment erspart hätte, mich meines Amts zu entsetzen. Ich hätte meine Entlassung ja auch nehmen können. Aber so gut stehe ich mit der offiziellen Kirche freilich nicht, daß ich ihr in prinzipiellen Entscheidungen die kleine Gefälligkeit erweise, der Sache die Spitze abzubrechen. So werde ich ihr auch nicht die Gefälligkeit erweisen, daß ich meinen Austritt aus ihr erklärte. Zwischen ihr und mir möge es nur weiter so bleiben, wie es jetzt steht: daß ich sie frage, ob ich ihr Glied noch sei, und sie mir keine Antwort gibt.

Doch will ich nicht mit diesem Mißton schließen, vielmehr mit dem einfachen Bekenntnis: auch ich bin mit die una sancta ecclesia catholica. Christoph Schrempf

---

Propst von der Goltz

Ein Rückblick

1

Mit dem Hingang des Vizepräsidenten v. d. Goltz steht die Preußische Landeskirche, wie man wohl sagen darf, an einem Abschnitt ihrer Geschichte. Wir brauchen nur daran zu erinnern, daß v. d. Goltz zum Propst von St. Petri und Mitglied des Evangelischen Oberkirchenrats berufen wurde, als die Kirchenverfassung, deren lebhafter und energischer Mitarbeiter er war, unter Dach und Fach gebracht werden sollte. Auch als sie vollendet war, kam viel darauf an, das Gewonnene festzuhalten und durchzuführen. Diese Aufgabe ist während eines Menschenalters in den wesentlichsten Stücken erfüllt, und v. d. Goltz hat, was ihm und seinen Freunden als Grundgedanke vorschwebte, die Pastorenkirche in die Gemeindekirche überzuführen, sicher geschützt und fest verankert.

An Angriffen, aber auch an Rückschlägen und Enttäuschungen hat es in den dreißig Jahren, von denen wir reden, nicht gefehlt. Damals war die Meinung der Verfassungsfreunde, in neue Schläuche gehöre ein neuer Wein, zu einer freien geordneten Kirche gehöre eine freier gerichtete, weitherzige, großmütige Theologie, zum mindesten ein Hinausgehen über die rein konfessionellen Fragestellungen und eben darum auch in irgend einem Sinn die billige Rücksichtnahme auf den kirchlichen Liberalismus. Hier kam die erste große Enttäuschung. Die Synoden, so klagte v. d. Goltz, als die Verfassung ein Jahrzehnt bestand, sind als Organ der Kirche gedacht und sie sind zum Instrument der Parteien geworden. Die rechtsstehenden Gruppen bemächtigten sich der Majorität, die sie bis heute inne haben. Diese Entwicklung ist noch immer nicht aufgeklärt. Wir stehen vor der Tatsache, daß die Kirchlichkeit nach orthodoxer Weise — im Lande abnimmt, auf den Synoden zunimmt. Darin liegt etwas tief Unlogisches, ein innerer Widerspruch, der Widerspruch, an dem wir kranken. Auch v. d. Goltz hat daran Nichts ändern können.

Der ersten Enttäuschung folgte die zweite. Man sieht, daß Alles daran gelegen war, welche Stellung das Kirchenregiment einnehmen würde. Das Kirchenregiment darf über den Parteien stehn und hat es in der Hand, das Zünglein an der Wage, das Werkzeug der Versöhnung, das Element des Friedens zu sein. Eine Gewähr dafür, daß diese Richtung eingeschlagen würde, schien die Persönlichkeit Brückners und neben ihm v. d. Goltz zu bieten. Aber der Gang der Dinge war anders. Man vergegenwärtige sich einen Mann wie den Prädenten Hegel, für den es in kirchlichen und religiösen Fragen keinerlei Zugeständnisse gab, weil innerhalb seines Vorstellungskreises der Glaube nur in der Form eines seiner selbst bewußten, ausschließenden, kühnen und stolzen Konfessionalismus bestehen konnte, und seinen Nachbar an St. Matthäi, den Generalsuperintendenten Büchsel, der denselben Standpunkt von jeher vertreten hatte. Diese Männer und ihre Gesinnungsgenossen im eignen und in benachbarten Lagern verharrten, obgleich Träger des Kirchenregiments, in einer strengen Opposition und wußten sich durchzusetzen. Ihnen kam zu Hilfe, daß ihre kirchliche Stellungnahme zugleich politisch unterbaut war. Sie wurzelten in der Bewegung von 1848. Rechtgläubigkeit und Königstreue, Bekenntniszwang und Reaktion, Thron und Altar gingen für sie in einander über und machten das unzertrennliche Ganze ihrer Weltanschauung aus. Das wird besonders klar an einem Mann wie dem Oberpräsidenten v. Kleist-Retzow und wiederholt sich, nur mit neuen Accenten, in dem Auftreten

Stoeckers und später v. Hammersteins. An diesem christlich-konservativen Widerspruch scheiterten die Bemühungen des Kirchenregiments, dem Buchstaben der Verfassung eine Auslegung und Anwendung aus dem Geist der Verfassung folgen zu lassen.

Doch wirkten noch andre Ursachen mit. Man kann es nicht genug als ein Unglück beklagen, daß die schöpferischen Tage der Anfänge der preußischen Kirchenverfassung zugleich die Tage des Kulturkampfs waren, daß das Schicksal der Kirchenverfassung in das des Kulturkampfs verflochten, das heißt aber den Wechselfällen der hohen Politik unterworfen wurde. Die Geschichte des Kulturkampfs soll noch geschrieben werden. Immerhin ist so Viel gewiß, daß seine Ablehnung seitens der Konservativen und seine Beilegung durch Bismarck weitgehende innerkirchliche Folgen hatte. Waren es doch vielfach dieselben Männer, die den staatsrechtlichen Teil der Kirchenverfassung und die Kulturkampf-Gesetzgebung zu vertreten hatten. Die Niederlage hier ward zur Niederlage dort. Und wenn die Kirchenverfassung selbst nicht rückgängig zu machen war, so fühlten sich doch ihre amtlichen Vertreter an vielen Orten zurückgedrängt. Der Präsident Herrmann legte nieder, nicht lange nachher folgte Falk, und in der obersten Preußischen Kirchenbehörde wurde der Name Kögels ausschlaggebend.

Brückner und v. d. Goltz sind damals und später mehr als einmal mit sich zu Rate gegangen, ob sie unter so veränderten Umständen nicht gut täten, von ihren kirchenregimentlichen Aemtern zurückzutreten und damit ein Signal zu geben. Die Theologie Albrecht Ritschls kam jetzt in Verruf, im Fall von Lehrprozessen entschied die schärfere Tonart, das hochkirchliche Interesse nahm überhand, Kirchenzuchtsparagraphen wurden erlassen, und die Hammersteinschen Anträge auf größere Selbständigkeit der Landeskirche hatten im Grunde ihre Spitze wie gegen Liberalismus und vermittelnde Richtungen, so gegen das immer noch nicht einwandsfreie Kirchenregiment. Gleichwohl haben die beiden Männer, so schwer ihre Lage auch war, sich für bessere Zeiten „aufheben" wollen. Brückner, der Aeltere, ist über diesem Warten eines Tages zusammengebrochen, v. d. Goltz hat den Umschwung erlebt und mit herbeigeführt. Die Ideale seiner Jugend kamen wieder empor. Die Kirchenverfassung war an der leitenden Stelle wieder sich selbst und ihrem ursprünglichen Geist zurückgegeben.

2

Der Umschwung gab sich nur leise und allmählich zu erkennen. Etwas mehr Bewegungsfreiheit für Gedanken und Gewissen, etwas weniger Argwohn gegen die unabhängigen Geister auf Kanzel und Katheder. Es handelte sich nicht so sehr um das, was geschah, als um das, was unterlassen wurde. Die Akten des Oberkirchenrats müssen zu erzählen wissen, wie manches künstlich geschürte Entrüstungsfeuer durch einen kalten Wasserstrahl gestillt, wie manche recht absichtlich aufgerührte Staubwolke von Tendenzmacherei unter der Hand gelöscht wurde. Manchmal schien es, als fehlten die lebensfrischen Ideen. Die Klage war verbreitet, daß Irrlehre jetzt zwar nicht mehr als Irrlehre, wohl aber als Mangel an Takt gebrandmarkt werde. Vollends als die Agende in Frage kam, hat v. d. Goltz Viele enttäuscht. Er wappnete sich mit Kleinert gegen eine starke Minderheit, die den obligatorischen Charakter des Apostolikums bekämpfte und neben größerer Freiheit auch mehr Rücksicht auf modern theologische Gedanken forderte. v. d. Goltz betonte als entscheidenden Gesichtspunkt, es sei der Willkür ein Ziel zu setzen, der Willkür des Geistlichen gegenüber der Gemeinde und der Einzelgemeinde gegenüber der Landeskirche. Uebrigens seien die liturgischen Sprüchlein der heutigen Theologie noch ungegorener Wein. Unter allen Gaben, die wir v. d. Goltz verdanken, ist diese aufgedrungene Agende mit ihrer latenten Verewigung des Apostolikumsstreits die weitaus unbefriedigendste. Natürlich kam Viel auf die Handhabung des Gesetzes an. Diese Handhabung ist, soweit wir sehen, ganz frei von büreaukratischem Geist geschehen und machte es auch der Opposition möglich, dem Kirchenregiment Vertrauen zu schenken. Vielleicht könnte man sagen, durch die Agende hat v. d. Goltz sich den Boden geschaffen, auf dem er fortan selbständig vorgehen und auch andern, freieren Bedürfnissen gerecht werden konnte: in seinem Sinn eine kluge Geschäftsführung — ob von dauerndem Gewinn, muß die Zukunft lehren.

Zwei Umstände ermöglichten den mehrerwähnten Umschwung. Der eine war Stoeckers Verabschiedung aus dem Amt des königlichen Hof- und Dompredigers, ein ebenso hochpolitischer Akt, wie einst der Kulturkampf, nur in umgekehrter Richtung. Und alsbald trat an seiner Stelle aus dem Kreise des höchsten Regiments tonangebend und wegbahnend der Freiherr v. Mirbach hervor. Die überaus nahe Verbindung mit diesem Mann ist ohne Zweifel für v. d. Goltz die zweite große Vergünstigung geworden, die ihm Rückhalt und Deckung gewährte. Herr v. Mirbach war eine Zeit lang die Seele der Preußischen Landeskirche. Sein zunächst auf Berlin und die Vororte gerichtetes Wirken gab durch die Entschlossenheit und Planmäßigkeit, die er bewies, ein weithin leuchtendes Vorbild. Noch stärker war die Wirkung des das ganze Land umfassenden Evangelisch-kirchlichen Hilfsvereins einschließlich der „Frauenhilfe" der Kaiserin. Das Programm aber, das seinen Bestrebungen zu Grunde lag, war auf der einen Seite: weniger Theologie und Dogmatik, mehr praktisches Christen- und Kirchentum, und dem entsprechend auf der andern Seite: weniger Parteiwesen und Parteirücksichten, mehr Zusammenwirken aller Freiwilligen. Das Bündnis beider Männer auf dem Grund und Boden dieses Programms bildete den wenig bemerkten und doch maßgebenden Hintergrund für die ungemein feste Stellung, die v. d. Goltz eingenommen und bis zuletzt behauptet hat. Indem er nach seiner besonderen Neigung für Werke der christlichen Liebestätigkeit ganz und ohne Vorbehalt auf die Absichten v. Mirbachs und seiner hohen Auftraggeberin eingehen konnte, auch rüstige Mitarbeit leistete, wie seine reiche Lebenserfahrung ihn dazu befähigte, sicherte er zugleich dem Teil seines Wirkens, wo nun doch die Theologie das Wort nahm und die Parteien sich erhoben, den unumgänglichen Rückhalt. Man muß daher, wenn man seiner Verdienste gedenkt, auch v. Mirbachs gedenken.

Sehr merkwürdig ist, daß v. d. Goltz erst in den letzten fünf Jahren seines Lebens zur vollen Entfaltung dessen gelangte, was er in sich trug und der Welt und der Kirche zu bieten hatte. Mit Recht haben die Nachrufe an die ausgezeichnete Haltung erinnert, die er auf der Generalsynode von 1903 einnahm, und haben andrerseits sein Verhalten im Fall Fischer und Römer als rühmlich hervorgehoben. Er zeigte bei allen diesen Gelegenheiten den Besitz theologisch-kirchlicher Maßstäbe, um die ihn auch die Gegner beneiden konnten. Bekenntnisse hat er nie abgelegt. Sie waren ihm implicite wichtig, als tatsächlicher Inhalt christlicher Erfahrung, aber er wußte, daß sie explicite in der Regel über die christliche Erfahrung hinausgehn und dann ein Sonderleben führen, wodurch sie gefährlich werden. Die Freude am theologischen System hatte er von Richard Rothe übernommen; er liebte das Spekulative und konstruierte gern an einer Sozialethik, die ihm in den Grundrissen gegenwärtig war. Aber zwischen diesen theologischen Uebungen und dem Glauben und dem Bekenntnis des Glaubens hat er stets unterschieden. Man merkte seinen Formeln zuweilen an, daß sie aus einem vermittelungstheologischen Standpunkt entworfen waren, und sofern sie das waren, trugen sie auch die Mängel ihrer Herkunft. Aber das Ziel war religiös, und der Sinn seiner Formeln lag immer in den Grenzen christlicher Erfahrung und kirchlichen Dienstes. Darum hat er theologische Abweichungen so milde als möglich beurteilen können. Sie rüttelten ihm nicht an dem Felsen der Kirche. Soviel wir wissen, war der letzte kirchenregimentliche Erlaß im Fall Römer sein ganz persönliches Werk, und er wollte dahin verstanden werden, daß der umstrittene Artikel von der jungfräulichen Geburt nur historischen, nicht religiösen Charakter trage, wenngleich der Wortlaut, wie man eingestehen muß, mehrere Deutungen zuließ. Er war der Meinung, daß die moderne Theologie als wissenschaftliche Bewegung Raum in der Kirche haben könne, und sah in den „Religionsgeschichtlichen Volksbüchern" die freilich überwiegend gefährliche Kraftprobe, welcher Belastung die Kirche fähig sei, ohne in sich zusammenzubrechen. Was er haßte, war überall der Radikalismus, was er liebte, die Freiheit in

der Ordnung. Es gab aber für ihn einen Radikalismus nicht nur zur Linken, sondern zur Rechten. Das sind Prinzipienfragen der Zukunft, die nicht von Heute auf Morgen gelöst werden. Sollen sie gelöst werden, so kann es nur unter der Bedingung geschehen, daß die Mittel der äußeren Macht und die des buchstäblichen Kirchenrechts auf den engsten Spielraum beschränkt, an ihrer Stelle aber im Geiste von v. d. Goltz die inwendige Kraft des religiösen Gedankens und die Gerechtigkeit evangelischer Bruderliebe sich frei und voll entfalten dürfen.

* * *

Als das Vorstehende geschrieben war, trafen die Nachrichten aus Westfalen ein, die die Wahl des Pfarrers César in Dortmund angehn. Sie spitzen unsre kirchliche Lage in einer Weise zu, daß nicht mehr von einem Abschnitt die Rede sein kann, auf den wir optimistisch zurückblicken dürften, sondern von neuen, schweren Krisen. Das Kolloquium in Münster macht den Eindruck eines hellen, klaren und unzweideutigen Widerspruches gegen alle wohlerwogenen Grundsätze des Mannes, von dem wir geredet haben, und würde, wenn es zu Recht bestehen bliebe, den wesentlichsten Teil seiner Lebensarbeit und seines geistigen Erbes zu nichte machen. Hermann Scholz

---

Arbeiter und Schriftsteller

Ein Gedenkblatt zu Karl Fischers Tode am 22. Juni 1906

Von Eugen Diederichs hatte ich erfahren, daß Karl Fischer, der Verfasser der „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters“, sich in einem Dorf unweit Halle bei entfernten Verwandten aufhalte. An einem sonnigen Herbstsonntag 1904 fuhr ich Nachmittags nach dem kleinen an der Bahnlinie Halle-Eisleben liegenden Ort, um den Mann zu sprechen, der uns Angehörigen der „besseren“ Stände einen so tiefen und klaren Einblick in das Leben der weder an eine Scholle noch an einen festen Beruf gebundenen „niederen“ Volksgenossen, der „ungelernten Arbeiter“ ermöglicht hat.

Ich durchwandere das Dörfchen, frage die erste vor den Türen plaudernde Gruppe nach dem früheren Arbeiter Fischer, der ein Buch geschrieben habe und jetzt als Sechziger seit einem halben Jahre hier bei Verwandten lebe. Es gibt mehrere Fischer in dem Ort, doch den Berühmten unter ihnen kennen sie nicht. Noch mehrmals muß ich vergeblich fragen, bis endlich eine Frau auf den Gedanken kommt, daß der Gesuchte gewiß mit dem alten Mann identisch sei, dem der Briefträger so oft Etwas bringe. Ich muß zum Eingang des Dorfes zurückkehren und trete in das kleine einstöckige Haus ein. Links ist Fischers Stube, rechts wohnen die Verwandten. Dürftigster Hausrat, schmucklose Fenster, aber ein Büchergestell mit Büchern an der Wand, wie sie nur wenige unserer mittleren Bürger und Beamten, die selbst in der Großstadt drei Zimmer in einer Front zu Gesellschaftszwecken brauchen, aufweisen können.

Mitten in der Stube an einem schmächtigen, wachstuchbezogenen Tisch sitzt Fischer und korrigiert die Druckbogen seiner später erschienenen Skizzen. Als bequemer Hausrock dient ihm ein stark verblichener Winterüberzieher. Er blickt den Eintretenden prüfend an und heißt mich freundlich willkommen, als er erfährt, daß das Interesse für sein Leben und sein Werk mich zu ihm geführt hat. Sein Kopf könnte einen deutschen Professor in ihm vermuten lassen; schlichtes dunkles Haar, stark ergrauter Vollbart, eine hohe, gefurchte Stirn, scharf geschnittene Nase, ein fest geschlossener Mund und kluge, klare Augen hinter der Stahlbrille. Seinen weichen Händen merkt man nicht an, daß sie ein halbes Jahrhundert schwerster Arbeit geleistet haben. Ein halbes Jahrhundert hat dieser kluge Kopf gedacht und gesammelt, um nun fast mühelos den Inhalt auszuschütten. Ein halbes Jahrhundert hat diese jetzt weiche Hand die schwersten Werkzeuge gefaßt, um nun die leichte Feder zu führen.

Leute vom Schlage Fischers erleichtern das Bekanntwerden sehr. Wir reden von Anfang an wie längst Bekannte miteinander. Wir sind es eigentlich auch. Von seinem Tische her grüßen mich die Hilfe, die Christliche Welt, die Sozialistischen Monatshefte, der Kunstwart.

Schlicht ist jedes Wort, jede Bewegung an diesem Mann. Ein heiteres Lächeln ist der höchste Ausdruck für eine freudige Gefühlsregung. Mit fast beneidenswertem, philosophischem Gleichmut gibt er mir ein Päckchen Zeitungen, die ihm der Verleger zugeschickt hat. In den angesehensten deutschen, französischen und italienischen Zeitschriften hat sein Werk die glänzendsten Besprechungen gefunden. Mit schlichter Freude zeigt er mir einige in Worten wärmster Teilnahme gehaltene Anerkennungsschreiben von Lesern seines Buches; von Technikern, die seine Schilderungen des Fabrikbetriebes loben, von adeligen Damen, denen seine religiöse Empfindungswelt und seine ganze Erdenpilgerfahrt das lebendigste Interesse abgewannen.

Wie zart und rücksichtsvoll äußert er sich jetzt über seinen Vater. Das ist auch ein Stück Tragik. Mit blutendem Herzen hat Fischer das Bild seines Vaters gezeichnet. Er hätte gern mildere Farben verwendet, aber er konnte es nicht. Sein unerbittlicher Wahrheitssinn hat im Kampfe gelegen mit der Sohnesliebe, die dem längst Verblichenen versöhnend und verklärend nachschaute.

Fischer fühlt seine Kräfte wachsen, er will noch weitere Veröffentlichungen machen, die uns sein Innenleben offenbaren. Aber ein leiser Schatten fällt in diese Pläne. Er spricht von einem alten Leiden, von Arzt und Krankenhaus.

* * *

Wenige Wochen später erhalte ich eine Stadtpostkarte, auf der mich Fischer um einen Besuch im Bergmannstrost bittet, wo er sich einer schweren Operation unterziehen mußte. Dort habe ich ihn von Zeit zu Zeit besucht. Früher als der Leidende selber wußte ich von Schwestern und Aerzten, daß er nicht wieder genesen würde. Er hoffte auf den Frühling. Im Juni 1905 schrieb er mir:

> Ich hatte mir vorgenommen, Pfingsten bestimmt mal wieder aufzustehen, aber der Versuch mißglückte und ich mußte mich darein ergeben. Ueberhaupt hat das schöne Sommerwetter bis jetzt wider Erwarten wenig heilsam auf mich gewirkt, das lange Liegen auf ein und derselben Körperfläche wird immer schmerzhafter und raubt einem des Nachts den Schlaf, und bei Tage prüft es die Geduld. Das einzige Mittel, was mir dagegen zu Gebote steht, ist die Erinnerung an vergangene Zeiten. Lieber Herr Th., ich habe es oft erfahren: man vergißt den Schmerz am ehesten, wenn man seine Gedanken zu vergangenen Tagen zurückschweifen läßt ...

Der Sommer verging, der Winter kam. Es hat lange gedauert, ehe der Schwerkranke die Hoffnung auf Genesung und Arbeit aufgab. Sein trauriges Geschick erfüllte ihn mit Bitterkeit, die sich wohl auch hin und wieder in ungerechten Vorwürfen gegen Arzt und Krankenhaus wie gegen Andere Luft machte. Wir könnens verstehen und entschuldigen und schreiben in seinem Sinne, wenn wirs nicht verschweigen.

Vor einem Vierteljahr ist seine Ueberführung in das hiesige Siechenhaus erfolgt. Die Erkenntnis von seinem nahen Ende war ihm aufgegangen und stimmte ihn milder. Mit tiefer Bewegung und schwer unterdrücktem Schluchzen nahm er die Blumen entgegen, die ich ihm am 6. Juni, seinem 65. Geburtstag, brachte. Sie waren wohl das einzige Zeichen freundlichen Gedenkens, das er an diesem Tag erhielt. Arnstädter Freunde, die treuesten der ihm persönlich unbekannt gebliebenen, hatten ihn wenige Tage vorher durch einen duftenden Pfingstgruß erfreut.

Schneller als ich trotz dem seit Monaten bemerkbaren Kräfteverfall erwarten konnte, ist sein Ende gekommen. Am 22. Juni hat er die ewige Ruhe gefunden. Als ich ihn wiedersehe, ruht der Einsame, der Vielgewanderte, auf harter Bahre. Sein Begräbnis wird mir unvergessen bleiben. Dem blumengeschmückten Sarg folgen außer dem Geistlichen der Herausgeber und der Verleger des Fischerschen Werkes, je ein Vorstandsmitglied der Hilfelesergruppe und des hiesigen Volksbildungs-Vereins (in beiden Vereinigungen ist das Buch besprochen worden), zwei Beamte des Siechenhauses und ich. Von all den tausend Lesern der hiesigen Zeitungen, denen eine Notiz über Tod und Beerdigung zugegangen ist, hat sich sonst Keiner ge-

funden, der dem müden Pilger eine Hand voller Sand in die Gruft nachwerfen will. Nur wenige, zufällig anwesende Neugierige bleiben mit uns am offenen Grabe stehen. Sie horchen erstaunt auf, als sie aus dem Munde des Geistlichen erfahren, was für ein seltener Mann der ist, der hier der Erde übergeben wird.

Als die Halloren den Sarg langsam in die Tiefe senken, da tönt von drüben her der schrille Doppelpfiff einer Fabrikpfeife in die Ruhe des Friedhofs hinein — wahrlich, einen passenderen Schlußton für die erstorbene Melodie dieses Lebens konnte das Spiel des Zufalls nicht finden.

* * *

Fischer ist ins Grab gesunken wie die Kultur-Epoche, der er angehörte. Sein Werk hat bisher nicht Eingang gefunden in die Kreise unseres Volkes, deren Leben und Leiden es schildert. Darum aber bleibt sein Wert doch bedeutend. Ist dem Kulturhistoriker und Sozialpolitiker der Inhalt von höchstem Interesse, so hat die Form der Darstellung die Aufmerksamkeit der ästhetisch-literarischen Kreise wachgerufen. Aber das Alles wäre nicht möglich gewesen ohne die Grundlage: Fischer war eine sittlich-religiöse Persönlichkeit.

Er wurde es trotz falscher Erziehung und blieb es trotz widriger Schicksale und vielfach häßlicher Umwelt. Zwar konnte die Not in und um ihn den ruhig sicheren Pendelschlag seines Gewissens stören, zeitweilig anhalten; aber die lebendige Kraft des sittlichen Empfindens konnte keine Not des Lebens abtöten.

Daß er durch den Ertrag seiner schriftstellerischen Tätigkeit in die Lage gesetzt wurde, jenem betrogenen Quartierwirt die Schuld zu bezahlen, die er vor Jahren hinterlassen hatte, war ihm, wie er mir sagte, eine besondere Freude. Ein Mönch schrieb ihm nach der Lektüre seines Werkes:

> Ihr Buch und in gewissem Sinne noch mehr Ihre Arbeit hat Ihnen hohen Adel verschafft, ja Sie haben durch Ihr Buch dem ganzen Arbeiterstande Achtung verschafft.

Der sittliche Wert des Werkes kann nicht hoch genug angeschlagen werden, er zwingt alle Parteien zur Anerkennung. Woher dieser Seelen-Adel in dem schlichten Arbeiter? Welche Mächte haben ihn erweckt und genährt? Schule und Kirche? Wir müssens unumwunden eingestehen: diesen berufenen Erziehern unseres Volkes hat Fischer herzlich wenig zu verdanken. Im Konfirmanden-Unterricht konnte er „den Vortrag von der Versöhnung und Erlösung und Rechtfertigung oder Heiligung oder dergleichen“ trotz seiner großen Aufmerksamkeit, seiner sicheren positiven Kenntnisse aus der biblischen Geschichte und seiner brennenden Sehnsucht nach klaren Begriffen nicht verstehen. So man das erfährt am grünen Holz, was will am dürren werden! möchte man da ausrufen. Recht bezeichnend ist es auch, daß Fischer, der für alle kleinen Geschehnisse seines Lebens ein so treues Gedächtnis hatte, von der Konfirmation außer seinem Spruch nur zu berichten weiß, daß er einen alten Rock habe tragen müssen.

Fischers sittliche Größe ruht nicht auf unserem Dogmengebäude, sondern einfach auf dem Glauben an einen Gott im Himmel und auf der Lehre Christi, daß wir wahrhaftig sein sollen. Vermittler dieser Kräfte sind ihm weniger Lehrer und Prediger gewesen; er hat sie selbst aus der Bibel geschöpft. Ein Leben wie das Fischers wiegt viele gelehrte pädagogische Abhandlungen über Notwendigkeit und Ertrag der biblisch-religiösen Bildungsstoffe auf. Wenn Fischer trotz in der Hauptsache ungenügender Schul- und Konfirmandenstunden, trotz der ungelenkigsten Methode dieses Unterrichts, seine ganze Lebenskraft und Lebenskunst aus der Bibel holen konnte, so steckts im Stoff. An einer solchen Tatsache kann kein ehrlicher Gegner der biblischen Unterweisung in der Schule vorübergehen.

Religion war ihm durchaus kein Handelsartikel, kein Unterhaltungsstoff. Seine Bibelkenntnis verriet er nicht durch Hinweise oder Spruch-Zitate, mehr durch biblische Wendungen, die zu seiner Art des Ausdrucks so vollkommen paßten, daß man die Anführungsstriche überhörte. Sein nach innen gerichtetes Denken spricht deutlich aus den häufigen Besuchen des Friedhofs, von denen wir aus zwei Notizen erfahren, die er kurz vor seinem Tode niederschrieb. Da schreibt er:

> Der Gang auf den Kirchhof gehört auch dazu, um das Gleichgewicht im menschlichen Leben zu bewahren. Wie wäre man zurecht gekommen, wenn man nicht hätte Sonntags zuweilen einmal nach dem Kirchhof gehn können.

Und ferner:

> Ich hoffe, meinen Tod ebenso standhaft zu ertragen, wie ich mein Leben ertragen habe. Oft, wenn ich Sonntags in der Stadt (Osnabrück) blieb, gewöhnlich gleich nach der Kirche, ging ich nach dem Friedhof, auf welchem Pastor Gruner und Pastor Bischof und kurze Zeit später auch meine Kusine Johanna Peltner vom Lebenswerk ausruhten. Und nie besuchte ich meine Eltern in Eisleben, ohne den Kirchhof zu besuchen, wo meine Schwester und Großeltern ruhten. Ach, wie himmlisch wohl ward mir dann.

Alles Geräuschvolle, sich Vordrängende haßte er aus tiefster Seele. Darum hat er wohl auch dem politischen Kampf so fern gestanden. Ueber das Zeitungslesen äußert er sich in seinem Tagebuch mit folgenden satirischen Worten:

> Wenn ich die Zeitung gelesen hab, bin ich allemal dümmer als vorher. Nachdem ich das erkannt habe, lese ich die Zeitung bloß noch Abends vor dem Schlafengehen. Dann schlafe ich gut ein und weiß am andern Morgen Nichts mehr davon und bin den Tag über zu Allem fähig.

Den Grundzug seines Wesens, die Schlichtheit und Wahrheit, die aus seinem Buche so deutlich sprechen, offenbaren uns auch die Sprüche und Gedichte, die er in seinem Tagebuch gesammelt hat. Es sind Verse von Trojan, Fontane, Rückert und anderen ungenannten Autoren. Einer der Vierzeiler lautet:

> Willst du sein von echtem Adel,
> Ritter ohne Furcht und Tadel?
> Schwing ein Schwert, das scharf und rein ist,
> Gegen Alles, was gemein ist.

Nun, Fischer ist keine eigentliche Kampfnatur gewesen. Er konnte lange Unrecht leiden, ehe er sich dagegen erhob; doch dann war seine Anklage — frei von kleinlichem Haß — auch um so gewaltiger. Sein ganzes Werk ist eine Anklage, zu der er sich berufen fühlte. Er hat nicht die Feder ergriffen, um sein schriftstellerisches Talent zu erproben, sondern weil er eine Mission zu erfüllen hatte, die sein Wahrheitssinn ihm aufdrängte. Der Prolog im zweiten Bande ist aus dieser Stimmung geschrieben. Sein Werk ist die Befreiung von einem jahrelang empfundenen dumpfen Druck, von den engen Fesseln, die ihm in der stummen Rolle eines niederſten Arbeiters von ungerechten und unfähigen Meistern und Vorgesetzten angelegt waren.

Fischer ist der Typus jener zarten Naturen, deren adelige Gesinnung auf Schritt und Tritt von Neben- und Höherstehenden beleidigt wird, und die doch zu vornehm sind, mit gleichen Waffen sich Geltung und Recht zu verschaffen. Diese Tragik seines Lebens ist gemildert worden durch sein Geisteswerk, das diesen „Unbedeutenden“, „Geringen“ am Abend seiner irdischen Pilgerfahrt aus der Masse herausgehoben hat.

Thomas

Landgraf Philipp von Hessen

Ein Rückblick auf das Jubiläum des Jahres 1904

1

Wir im Hessenlande, in Großherzogtum wie Provinz in gleicher Weise, blicken mit voller Befriedigung auf das Philippjubiläum zurück. Es hat gehalten, was es versprach. Die größte Zeit Hessens ist in den Herzen seiner Bevölkerung lebendig geworden; allenthalben, bis in das kleinste Dörflein hinein, hat man auf den Kanzeln oder im Festsaale — es war ein förmliches Jagen nach Festrednern! — den hochgemuten Fürsten der Reformation gefeiert, es ist wirklich gespürt worden, was wir der Reformation verdanken, und da es das Geschick gewollt hat, daß dieser größte evangelische Fürst seiner Zeit zugleich der menschlich kleinste war (Doppelehe), unter dem Bann der Schranken seiner Zeit, ist man im Allgemeinen vor panegyri-

schem Phrasengeklingel bewahrt geblieben, hat gerecht geurteilt und die konfessionelle Zuspitzung vermieden — evangelisches Bewußtsein ist so besser gekräftigt worden als durch den Lärm hetzender Polemik. Die Wirkung des Jubiläums auf das hessische evangelische Volk und wohl auch etwas über Hessen hinaus auf das evangelische Volk überhaupt wird bleiben, wenn man sie verständig pflegt, so gewiß sie ein Imponderabile ist, das im Einzelnen sehr verschieden abzuschätzen sein wird.

Groß ist der bleibende wissenschaftliche Ertrag des Jubelfestes gewesen. Festschriften und Festreden sind in großer Zahl erschienen, und sie waren fast durchweg mehr als für solche Gelegenheiten nun einmal obligatorische Gaben. Der Festreden von Professor Krüger in Gießen und Professor Wiegand in Marburg haben wir an anderer Stelle schon gedacht,*) in Haina hat bei der Denkmalsenthüllung vor dem Landesspital Superintendent Wissemann gesprochen,**) bei der akademischen Feier der Marburger Hochschule der Historiker Professor Varrentrapp.

Landgraf Philipp von Hessen und die Universität Marburg***) lautete sein Thema, und gestützt auf vielfach neues Material, von dem die Anmerkungen Kunde geben, beleuchtete er die Gründungsgeschichte der Universität als erster evangelischer Hochschule, um helle Streiflichter auf die Fortentwicklung durch die konfessionellen Kämpfe des siebzehnten Jahrhunderts hindurch bis zur Gegenwart zu werfen, dabei immer betonend, wie allen Trübungen zum Trotz die Ideale des Gründers hochgehalten wurden und siegreich sich durchsetzten. Ob aber diese Ideale nicht ein wenig zu ideal gezeichnet sind? Daß Philipp in Einrichtung der Hochschule, Berufung und Erhaltung der Dozenten, Begründung der Vorbereitungsanstalt des Pädagogiums und der Stipendiatenanstalt, dem Vorbilde des Tübinger Stiftes, Hervorragendes geleistet hat, unterliegt keinem Zweifel; fraglich scheint mir nur, ob man sein Werk so in Spannung und Gegensatz zu den Absichten seines ursprünglichen theologischen Beraters Lambert von Avignon setzen darf, wie Varrentrapp es tut. „Der frühere Franziskaner" in Lambert, den ja auch Wiegand betont hatte, macht sich hier wieder einmal geltend, während man ihn meines Erachtens als guten Lutheraner fassen muß. Es ist doch wohl schwerlich in Gegensatz zu dem 1529 verliehenen Universitätsprivileg mit seiner Förderung des Humanismus zu stellen, wenn Lambert im Entwurf der Kirchenordnung einschärft, „Nichts solle an der neuen Universität gelehrt werden, was der Förderung des Reiches Gottes hinderlich sein könne." Diese theologische Fesselung der Wissenschaft, an der der Humanismus allerdings rüttelte, kannte doch der Landgraf auch, sie hat auch die Marburger Hochschule erst im Gefolge der Aufklärung abgeworfen. Den Brief des Heinrich Hesse aber, den Varrentrapp für seine These anführt, möchte ich trotz Melanchthons Urteil als persönlicher Animosität und Neid gegen Lambert erwachsen auffassen.

Eine Ergänzung zu Varrentrapps Vortrag bieten W. Falckenheiner und Max Georg Schmidt, jener durch sein Personen- und Ortsregister zu der Matrikel und den Annalen der Marburger Universität 1527—1652,†) dieser durch seine „Untersuchungen über das hessische Schulwesen zur Zeit Philipps des Großmütigen", die Festgabe der Marburger Oberrealschule.††) Jenes Register ermöglicht überhaupt erst eine förderliche Benutzung der schon früher von Cäsar veröffentlichten Matrikel; jetzt erst können gesuchte Namen — wie manche Familiengeschichte baut sich auf den Notizen der Matrikeln auf! — schnell gefunden, jetzt erst der Bildungsstand Hessens im Reformationszeitalter in seiner Verteilung auf die einzelnen hessischen Ortschaften festgelegt, jetzt erst der Besuch der Ausländer, vorab der Schweizer und Holländer, abgeschätzt, und aus dem Allen heraus die Stellung Marburgs im Gesamtorganismus der deutschen Universitäten fixiert werden. In einer dem Registerwerke angefügten Abhandlung hat Edward Schröder Untersuchungen in dieser Richtung angestellt. Das Ergebnis ist für Marburg ein günstiges.

Schmidt sucht die Marburger Hochschule als die Spitze eines planmäßig angelegten Gebäudes des Schulwesens mit den Stockwerken der Volksschule, Partikularschule und des Pädagogiums zu verstehen. Das ist das Bedeutende, was damals der Landgraf schuf, daß eine systematische Ordnung in die Unterrichtsanstalten jener Zeit gebracht wurde. Lehrplan, Unterrichtsmethode und Disziplin, Unterrichtsfächer, Unterhaltung der Schulen, Aufsicht und Verwaltung, Schulgebäude, Titel und Rang sowie materielle Lage der Lehrer werden besprochen, die starke Abhängigkeit von sächsischem Vorbilde wird deutlich, ein abgerundetes Bild wird erzielt, bei dem die Gefahr freilich nicht ganz vermieden ist, zur Abrundung die spätere Zeit heranzuziehen und zu vergessen, daß wir wohl über die Prinzipien des Schulwesens unter Philipp dem Großmütigen Viel, aber über ihre praktische Durchführung Wenig wissen.

Mit zwei stattlichen Festschriften sind die historischen Vereine Hessens auf dem Plan erschienen, der großherzoglich-hessische in Darmstadt, mit dem sich der oberhessische und Alsfelder Geschichtsverein verbunden hat, der preußische in Cassel. Jener hat auch äußerlich dem Bande Festcharakter verliehen, auf feinstem Papiere, geschmückt mit dem Bilde des Landgrafen, präsentiert er sich, kunstvolle Zierinitialen stehen an der Spitze der einzelnen Aufsätze (nicht ohne Humor bei einer Studie zur landgräflichen Doppelehe ein Landsknecht mit einem Weibe auf dem Rücken seines Pferdes!)

Eingeleitet wird der Band durch die von F. Herrmann im Darmstädter Verein gehaltene Festrede, ein scharfumrissenes Charakterbild des Landgrafen, insbesondere den modernen Zug der Toleranz und die Fürsorge für Kirche und Schule heraushebend.*) Nach den verschiedensten Richtungen hin behandeln die übrigen Aufsätze des Hessenfürsten Wirksamkeit: seine Stellung zum Bauernkrieg und zu den ersten evangelischen Regungen in Gießen in dessen Gefolge, die Marburger Studentenschaft und ihren obersten Herrn, das Landesspital Hofheim, Hochstapeleien und Klatsch am landgräflichen Hofe, die Hofkapelle dortselbst und ihren Dirigenten Johann Heugel, die Waffenrüstung des Landgrafen und seine Artillerie, seine Judenpolitik, seine auch nach Zwinglis Tode unentwegt fortgesetzten Beziehungen zur Schweiz u. A., endlich sein Begräbnis — ein buntes Bild, dessen Einzelzüge wir hier nicht verfolgen können, harmonisch abgerundet, weil Alles sich um den einen Fürsten gruppiert. In seltenem Maße hat Landgraf Philipp seine Zeit beherrscht, es ist ihm doch Nichts fremd geblieben, überall ist er interessiert, dabei offen und empfänglich für jeden guten Willen, den er sah, mochte ein Jude oder ein Schweizer ihn hegen, dogmatische Engherzigkeit kennt er nicht. Dieser Mann weiß, daß sein Heiland ein geborener Jude war, und darum respektiert er das jüdische Volk. Und er weiß auch, daß Evangelium und Luthertum sich nicht decken, darum läßt er seine alte Liebe zur Schweiz nicht. In wunderbarer, nur in der Persönlichkeit möglicher Einheit sind alle die mannigfachen Strebungen des Fürsten verknüpft, man sollte keine von der anderen trennen, eins berührt sich mit dem andern, die Politik bildet den Hintergrund für das kirchenregimentliche Handeln, und dieses wieder stellt jener neue Aufgaben, und in der intimsten Lebensangelegenheit, der Doppelehe, treffen beide zusammen.

Wenig hinein in das harmonische Bild paßt die Studie

---

*) Vgl. 1905 Nr. 1 Sp. 19 f. Auch 1904 Nr. 32 Sp. 765, Nr. 47 Sp. 1123.

**) Ich vermute, daß der wesentliche Inhalt seiner Rede sich in dem Schriftchen findet: Philipp der Großmütige. Ein Lebensbild. Wartburghefte Nr. 27. Leipzig, C. Braun. 10 Pfg.

***) Marburg, Elwert. 80 Pfg.

†) Marburg, Elwert. 7 Mk.

††) Berlin, Thormann und Goetsch, auch in Beiheft 4 der Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte.

*) Merkwürdig ist, daß das treffliche Hessische Reformationsbüchlein für Schule und Haus, auf Veranlassung des großherzoglichen Oberkonsistoriums in Darmstadt verfaßt von Lic. Fritz Herrmann (95 S. mit Abbildungen. Marburg, Elwert. 50 Pfg.) zwar im Großherzogtum massenhaft verbreitet, aber in Kurhessen fast garnicht begehrt wurde. Obwohl doch Kurhessen irgendeine ähnliche Gelegenheitsschrift damals zum Fest nicht hervorbrachte. Es ist ja wenig geistiger Austausch und Gemeinschaftsgefühl zwischen den beiden Hessen. Aber in der Ehrung Philipps hätte man sich doch mehr zusammenfinden können und sollen. D H

des Freiherrn Schenk zu Schweinsberg über die Jugendzeit Philipps. Inhaltlich freilich wohl, nicht aber formell. Sie ist im Tone gereizter Polemik geschrieben gegen die Monographie von Hans Glagau über des Landgrafen Mutter Frau Anna von Mecklenburg, deren Auffassung sich Birt in seinem in dieser Zeitschrift angezeigten Schauspiel „Anna von Hessen" angeschlossen hatte. Schenk sucht ihr den Ehrentitel „Retterin der landesherrlichen Macht" zu entreißen, stellt sie als Egoistin hin und bricht eine Lanze für den hessischen Adel, der bei Glagau als der grimmigste Gegner einer gedeihlichen Entwicklung in Hessen erschien. Nun sind zweifellos Glagau einige Irrtümer untergelaufen, und Schenk bietet manches Wertvolle und Neue; aber einmal war doch unbedingt anzuerkennen, daß Frau Anna objektiv im Urteil der Nachwelt durch ihren Kampf gegen den Adel als Retterin der landesfürstlichen Territorialgewalt gewürdigt werden muß — ob sie es subjektiv hat sein wollen, wird Glagau allerdings gegen Schenks Angriff noch eingehend beweisen müssen — und sodann: hätte die ganze Frage nicht ruhig erörtert werden können? Warum in einer Festschrift persönliche Rempelei? Taktvoll ist sie zum mindesten nicht!

In der Casseler Festschrift stammt der kirchengeschichtlich wertvollste Aufsatz aus der Feder von Küch: eine neue Darstellung der Reformationseinführung in Hessen. Es wird gezeigt, wie der Landgraf seit der Homberger Tagung von 1526 Marburg, das sich schon durch die Anwesenheit des Hofgerichtes empfahl, zum Zentralpunkte für die Reformationseinführung zu machen bemüht ist; er will hier eine Art Musterreformation etablieren, die dann in Stadt und Land Nachahmung finden soll. In der Tat ist Marburg ein derartiges Zentrum geworden; abgesehen von den äußeren Umständen saß der rechte Mann dazu am rechten Platze, der Hofprediger und (seit 1531) Superintendent Adam Krafft. Der Landgraf hat unmittelbar nach der Homberger Synode in Marburg eine Gottesdienst- und Armenordnung eingeführt, die Klöster nach sächsischem Vorbilde unter behördliche Verwaltung (Vögte) gestellt unter Abfindung der austretenden Insassen. In diesem Zusammenhange gewinnt auch die sogenannte „Marburger Kirchenordnung" von 1527 neue Bedeutung. Daß sie keine offizielle Kirchenordnung ist, hatte Theodor Brieger früher gezeigt. Wohl aber trägt sie offiziösen Charakter, ist ein manuale für das gottesdienstliche Leben Marburgs gewesen, keineswegs, wie Brieger vermutet hatte, lediglich buchhändlerische Spekulation. Die erste offizielle Kirchenordnung ist 1529 erlassen worden — leider bis jetzt noch nicht wieder aufgefunden.

In einem weiteren Aufsatze beleuchtet Küch die Anfänge des hessischen Superintendenturwesens und zeigt, daß der Landgraf — gut lutherisch — die Ausübung des Kirchenbannes als nicht seines Amtes ablehnte.

Fernerhin wird der Bauernkrieg in Hessen und des Landgrafen Stellung dazu eingehend behandelt (von O. Merx), in den Wirrwarr der ersten Marburger evangelischen Prädikanten Ordnung gebracht (von Huyskens), der lange Streit des Landgrafen mit dem deutschen Orden in Marburg, der im Besitze der Elisabethkirche war, (von demselben; meines Erachtens ein wenig zu apologetisch für Philipp, wenn die bekannte Szene von der Einpackung der Elisabethreliquien 1539 jeder Frivolität entkleidet werden soll; dieser Stich ins Frivole gehört zum Charakter Philipps), neue Briefe zur Korrespondenz des Landgrafen mit Luther und Melanchthon werden mitgeteilt (von Gundlach) u. A.

An der Spitze steht eine Festrede von K. Wenck, die ein treffendes knappes Bild der politischen Wirksamkeit des Landgrafen entwirft.

Walther Köhler

Noch mehr Schriften zu und über Hilligenlei

Vergl. Nr. 28

Die Person und das Werk Jesu Christi. Vortrag von Schulrat Gerhard Heine, Seminardirektor a. D. Aus Anlaß von Frenssens Hilligenlei dem Druck übergeben. Cöthen (Anhalt), Paul Schettlers Erben 1906. 61 S. 1 Mk.

Ist das Christusbild in Hilligenlei richtig? War Christus nicht Gottes Sohn? Vortrag, gehalten in Schöneberg und Hannover von Kurt Delbrück, Geistlichem an der Apostel-Paulus-Kirche in Schöneberg-Berlin. Ein Wort zur Klärung. Berlin, Vossische Buchhandlung Verlag 1906. 30 S. 60 Pfg.

Hilligenlei als Kunstwerk und als Tendenzschrift. Eine Studie von Theodor Wahl. Hagen, Otto Rippel 1906. 76 S. 1 Mk.

Gustav Frenssen. Der Schriftsteller, der Reformator, der Prophet. Kritische Anmerkungen zu Hilligenlei. Von Jakob Bödewadt. Kiel, Walter G. Mühlau 1906. 23 S. 50 Pfg.

Neues Werden, Neues Glauben, Heiligland. Von Friedrich Nonnemann. Groß-Lichterfelde, L. W. Gebels Verlag 1906. 91 S. 1,80 Mk.

Gustav Frenssen und das Suchen der Zeit. Zwei Vorträge von Ernst Müsebeck. Berlin, Al. Duncker 1906. 57 S. 75 Pfg.

Heine hat seinen Vortrag, dem allerlei Exkurse eingefügt sind, gehalten, ehe Hilligenlei kam. Da auch hinterher Nichts daran geändert ist, so nimmt in der ganzen Schrift eben nur das Vorwort auf Frenssen Bezug. Mit dieser Konstatierung fällt die Nötigung hin, hier auf dieselbe näher einzugehen. Erwähnt mag sein, daß Heine sich die Aufgabe setzt, in das Verständnis der menschlichen Entwicklung Jesu tiefer einzudringen, daß er in dieser Absicht auch die Zeit vor seinem öffentlichen Auftreten kühn kombinierend zu erschließen sucht, daß sich in seinen Darlegungen Ansätze finden, die in dem sehr ehrlichen und eifrigen Bemühen, der Menschheit Jesu gerecht zu werden, von der alten Dogmatik abbiegen, daß er aber doch immer wieder in deren Denkweise zurücklenkt. Z. B. über die Jungfrauengeburt finden sich S. 22 ff., namentlich S. 24. f. ganz wundersame Sätze. Wer von Hilligenlei her Fragen mitbringt, dem wird diese Schrift sie wahrscheinlich nicht beantworten.

Delbrück wendet sich an Solche, die sich von Frenssens Christusbild zurückgestoßen fühlen, aber doch infolge der Lektüre Zweifel in sich rege werden sehen und daher nach festem Grund für ihren Glauben fragen. Er versucht, ihnen in kurzer populärer Form zu beweisen, daß Frenssens Christusbild auf falschen Voraussetzungen ruht, und daß ihre wesentlich anders geartete Vorstellung von Jesus nicht trügt. Aber indem er eine ganze Reihe einzelner Thesen Frenssens vornimmt, zersplittert er sich und die Kraft seiner Gründe. In der Stellung zur Jungfrauengeburt tritt eine gewisse Unentschiedenheit hervor, die eine sehr ruhige Würdigung des sie ablehnenden Standpunkts im Gefolge hat. So wenig ich glaube, daß Leser von Frenssens Handschrift, die in der Tiefe durch die dort aufgeworfenen Fragen berührt sind, von Delbrück werden überzeugt werden, so sehr freute ich mich über die von allem fanatischen Eifer freie, ruhig-positive Art seiner Ausführungen.

Pfarrer Wahl hat eine echte und rechte Gegenschrift gegen Hilligenlei geschrieben. Das Heft ist in der Absicht verfaßt, „den Leser zu der Erkenntnis zu führen, daß die Frenssensche Dichtung weder als Kunstwerk noch als Tendenzschrift die Bedeutung besitzt, die ihr zugeschrieben wird." Man kann sich denken, wie dies Programm ausgeführt wird. Nach beiden Richtungen läßt Wahl kaum ein gutes Haar an Frenssen. Skizzenhaftes Aneinanderreihen, innere Unwahrheit und Unwahrscheinlichkeit, saloppe Unbekümmertheit, Sammelsurium tendenziös zusammengeklebter Karikaturen, kümmerliche Gestaltungskraft — hat der Leser genug? Komisch wirkt beinahe, daß so ganz nebenbei mitten durch den Aschenregen von Schimpfwörtern die Sonne gütiger Anerkennung durchbricht: prachtvolle Schilderungsgabe, unbestrittene Meisterschaft in der Kleinmalerei. Ganz nebenbei und vorübergehend natürlich! Erfreulich ist aber, daß Wahl zugibt, daß Frenssen keine lüsterne Absicht gehabt hat und daß ihm die Ehe das eigentliche Ziel der Frau bezeichne. Ueber das Christusbild ergeht ein scharfes Gericht. Ganz schlecht kommt die moderne Theologie fort, der gegenüber Wahl leichtfertig (er sagt etwas über Niebergalls Stellung, ohne dessen Schrift gelesen zu haben: „wenn ich recht unterrichtet bin") urteilt und über deren Stellung zu Hilligenlei er unglaublicher Weise sich auf den — Reichsboten beruft! Auf den Reichsboten, der (was allmählich die Spatzen von den Dächern pfeifen) noch nie einen einzigen richtigen Satz über die moderne

Theologie geschrieben hat! Der eine genau so zuverlässige Quelle für die moderne Theologie ist wie die Germania für Luther!

Recht scharf urteilt auch Bödewadt. Dichterischer Wert wird dem Buch nicht ganz abgestritten; aber er wird recht niedrig eingeschätzt. Die Menschen sind konstruiert, der Stil maniriert, unendlich zahlreich die Phrasen. Manchmal hat Bödewadt Recht — bis zu einer gewissen Grenze! Zum Reformator der sexuellen Ethik taugt Frenssen schon wegen der Lüsternheit seiner Schilderungen nicht; ob diese Lüsternheit bewußte Absicht ist oder nicht, läßt Bödewadt dahingestellt. Das Christusbild kommt manchmal „einer Parodie verteufelt nahe"; seinen Prophetenmantel soll Frenssen an den Nagel hängen. Bödewadt zeigt praktisch, wie die Kritik das Kind mit dem Bad ausschütten kann. Weiter bringt uns sein Wutschrei nicht.

Ganz anders geartet sind die Aeußerungen von Nonnemann und Müsebeck. Nonnemann ist begeisterter Anhänger einer Anschauung, der das Werden Alles ist. Nur nicht fertig sein wollen! Immer vorwärts! Nur Suchen! Suchen! Dies Suchen preist er dithyrambisch, allem Fertigsein gegenüber bleibt er mehr als skeptisch. Mit ihm fühlen alle ehrlichen Menschen, die sich als Werdende wissen. Aber stark einseitig bleibt er darum doch; das Haben, gerade das religiöse Haben darf man doch nicht zurückstellen. Mit Frenssen beschäftigt sich nur ein Abschnitt. Hilligenlei gilt ihm als Frühlingsstimme neuen Werdens. Aber Frenssen ist ihm noch viel zu fertig, sein Christusbild in dem Anspruch, das richtige und maßgebende zu sein, allzu dogmatisch. Die große Glut des Suchens, die durch das Buch geht, müßte im fertigen Dogma ersticken. Lebensfluten branden in seinem Buch, aber es besteht die Gefahr, daß sie bei ihm selbst und seinem Jesusbild im Sand verlaufen. Wie wenig wird er dem Gott gerecht, der das Wunder aller Wunder ist! Aber aus dieser Kritik kann man lernen. Auch Frenssen sollte sie beachten. Nonnemanns Widerspruch ist religiös motiviert; daher gilt er nicht wenig.

Es bleibt die Schrift von Müsebeck. Sie hat zwei Teile. Teil 1 bespricht Frenssens Bedeutung für das religiöse Bewußtsein der Gegenwart. Dies Stück war schon im April 1905 gedruckt; es bezieht sich lediglich auf Frenssens Werke vor Hilligenlei, namentlich auf Jörn Uhl. Teil 2 beschäftigt sich mit Hilligenlei. Bei der Lektüre atmen wir auf: endlich einmal kein kritisches Kritteln, keine kurzsichtige Kleinklauberei, auch kein kirchenpolitisches Gezänk. Endlich einmal Gedanken! Soviel auch über Frenssen geschrieben worden ist — Gedanken sind dabei nicht zu reichlich produziert worden. Hier findet man welche. Vielleicht nimmt Müsebeck den Dichter allzu philosophisch; vielleicht destilliert er zuweilen überviel aus seinen Worten heraus. Jedenfalls geht er auf sein tiefstes Wollen ein. Frenssen fordert starke und männliche Sittlichkeit, die Sittlichkeit der Arbeit, die auf der inneren Uebereinstimmung zwischen Wollen und Können begründete freie Tat des Guten als Dienstes am Nächsten. Und er gibt der Gegenwart die herrliche Frohbotschaft seines und unseres Herrn: wahrhaftiges, freudiges Menschentum, das, wenn auch mit bangen, tastenden Schritten, doch mit dem Vertrauen eines Kindes auf die göttliche Kraft des Vaters sich seinem Schöpfer naht. So definierte Müsebeck Frenssens Bedeutung für das religiöse Leben der Gegenwart vor Hilligenlei. Diesem gegenüber hat er ernste Bedenken. Christus ist zu sehr als Lehrmeister, nicht genug als Lebensmeister gezeichnet. Auch aus anderen guten Gründen lehnt er das Christusbild ab: „Sein Gegensatz zu allen kirchlichen Dogmen verführt ihn (Frenssen) dazu, mit großen religiösen Bedürfnissen und Erlebnissen des Menschen aufzuräumen." Und doch ist ihm Hilligenlei etwas: ein Buch der Lebens- und Werdenöte unserer Tage, das Bekenntnis einer warmherzigen Menschenseele, die es wagt, aus den Wirren der Zeit in ein hoffnungsfrohes Land deutsch-christlicher Zukunft hinüberzuweisen. Das heißt bei allem Gegensatz Verstehen, aus tiefster Seele Mitfühlen. Nur wer so versteht und mitfühlt, kann gerecht urteilen. Wertvoll sind auch die urkundlichen Nachweise über die sittlich-religiösen Verhältnisse der Marschgebiete, die Frenssens Schilderungen die Grundlage geben.

Wird der Strom der Broschüren nun versiegt sein? Sollte noch Jemand schreiben wollen, so möge er einen Wunsch beherzigen: er knüpfe an diese Darlegungen Müsebecks an, er ergänze sie (das vertragen sie noch), er bekämpfe sie meinetwegen, aber er urteile wie Dieser auf Grund von Verständnis. Es tut nicht mehr not, daß kritisiert wird; das ist genug geschehen. Es tut aber immer not, daß das Problem, welches Frenssen die Feder in die Hand gezwungen hat, gelöst werde, richtig gelöst werde. Wer das Problem nicht sieht, soll schweigen. Wer es sieht, soll reden, ob seine Lösung mit Frenssen gehe oder gegen ihn.

Es sind ihrer aber mehr, die es nicht sehen, als die es sehen. Und auch das gehört zu der Not unserer Zeit.

Frenssen sah es. Er versuchte es zu lösen. Auf seine Art. Diese Art halte auch ich nicht für richtig. Aber nun nehmen sie Hacken und Keulen und schlagen ihn tot, weil ers auf seine Art versucht hat. Das Problem aber können sie nicht totschlagen, so gerne sie möchten. Das Problem kann man nur aus der Welt schaffen, indem man es löst.

Martin Schian

Verschiedenes

Kleine Mitteilungen. Zur Disziplinierung des Pfarrers Korell durch das hessische Oberkonsistorium liegen zwei beachtenswerte Voten vor, an denen wir nicht vorübergehen wollen.

Das eine von Stoecker in Nr. 31 der Reformation. Es ist kurz und bündig. Der politische Gesichtspunkt beherrscht sein Urteil ganz. Korell ist ihm der „nationalsoziale" Pfarrer: dadurch daß er die „nationalliberale Partei für einen morschen Baum erklärt, die sozialdemokratische ohne Kritik läßt, hat er in der Tat für die Sozialdemokratie Partei ergriffen." Die sozialdemokratische Partei aber ist nicht nur schlechter als die andern, sondern sie ist „absolut schlecht". Seit sie sich zur russischen Revolution bekannte, kann man sie „nur verurteilen." Zudem ist sie eine Stätte wildester Kirchenfeindschaft und wüstesten Antichristentums. „Wir können also die Stellungnahme des hessischen Oberkonsistoriums nur billigen."

Ganz anders eingehend und das vorliegende Aktenmaterial mit richterlicher Gewissenhaftigkeit abwägend Haupt im Augustheft seiner Deutsch-evangelischen Blätter. In diesem Stil, meine ich, müßten in unsern Kirchenbehörden derlei Fälle erörtert und entschieden werden. Haupts Analyse von Korells Verhalten ergibt, daß der Vorwurf des Oberkonsistoriums gegen ihn der „ausreichenden" Begründung ermangelt. Korell hat durch den Wortlaut seiner Erklärung an die Wähler und durch seine persönliche Enthaltung von der Stichwahl eine Begünstigung der Sozialdemokratie vermieden. Daß er von Haus aus Gegner der Sozialdemokratie war, wußte Jedermann aus seiner Bekämpfung der Sozialdemokratie während des Wahlkampfes. Oder hatte das Oberkonsistorium geheime Gründe, ihn dennoch für einen verkappten Sozialdemokraten zu halten? Dann hätte es die an den Tag geben müssen. Die Tatsachen, die vorliegen, reichen zur Begründung des Verweises nicht aus.

Auch Haupt würde es mit dem Amte eines Pfarrers unverträglich finden, wenn er für „die sozialdemokratische Partei als solche einträte, da zu deren charakteristischen Merkmalen die Kirchenfeindschaft gehört." Ich streite hierüber nicht. Wie heute die Sozialdemokratie als Partei sich geberdet und in den meisten Ländern des Deutschen Reiches wirklich ist, halte auch ich es für unmöglich, daß ein landeskirchlicher Pfarrer Sozialdemokrat sein, d. i. ihr als Mitglied angehören und für sie als Partei eintreten könnte. Aber weil das unmöglich ist, darum lohnt es nicht, darüber zu reden. Weil das unmöglich ist, so hat aller Zionswächterdienst eifriger Kirchenmänner nach dieser Himmelsgegend hin gar keinen Sinn und Wert, so wenig wie das manichäische Pathos Stoeckers.

Will man das Vorgehn des Oberkonsistoriums verteidigen, so kann man es nur aus dem Gesichtspunkt, daß es ihm wohl anstehe, seine Pfarrer vor dem Umgang mit der Sozialdemokratie zu behüten. Aber genau dies gehört zu den Sorgen, die die Kirchenbehörde ihren Pfarrern nicht abnehmen kann noch darf. Ein Pfarrer steht doch ganz anders im Leben drin als eine Behörde. Ihm ist, je mehr er mitten unter Sozialdemokraten lebt und wirkt, die Sozialdemokratie nicht die Eine verfluchte Masse, mit der man ein für alle Mal fertig ist, sondern ein recht unterschiedliches Gebilde, zu dem darum auch eine recht unterschiedliche Stellungnahme möglich und notwendig ist. Er unterscheidet nicht nur mit Haupt „einzelne Forderungen", die sie vertritt, als vielleicht berechtigt von dem Ganzen der Partei, sondern auch Mitglieder, mit denen, und Situationen, in denen er sich mit ihnen bis zu einem gewissen Grade verständigen kann trotz Ablehnung der Partei als solcher, ihres Geistes und ihres Programms. Hier sind zarte Entschlüsse nötig, in der die persönliche Gewissenhaftigkeit sich bewährt; unsichtbare Fäden sind zu respektieren, die bald Grenzen ziehen, bald Verbindungen knüpfen. Und gerade in dieses Gewebe soll keine Behörde eingreifen, und wenn sie es tut, sollen die Pfarrer sichs nicht gefallen lassen.

Der deutsche Pfarrertag tritt demnächst zusammen. Was ihn zusammenführt, ist das Standesinteresse der Pfarrer. Seit lange nicht hat das Interesse der Kirche so sehr daran gehangen, daß die Pfarrer ihre eigne Würde wahren, wie im Fall Korell und im Fall César. Wäre ich noch Pfarrer, wollte ich das mit ganz andern Worten sagen. Da ich aber nicht in der Lage bin, selber meine Haut zu Markte zu tragen — was ich bedaure —, kann ich nur die Hoffnung aussprechen, daß die deutschen Pfarrervereine wissen werden, was sie in diesem Moment sich und der Kirche schuldig sind. R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Cöthen. Mittwoch 22. August 4 Uhr in Rumpfs Hotel: Das Lebensbild Jesu in Hilligenlei (Handelsrealschullehrer Wachsmuth).

Erfurt. Alle 14 Tage Montag Abend 8 1/2 Uhr im Evangelischen Vereinshause, Allerheiligenstr. Vortrag oder Besprechung. Nächste Versammlungen am 27. 8.; 10. 9.; 24. 9.; 8. 10.

Nordhausen. Mittwoch 29. August 1/2 5 Uhr im Hotel Schneegaß: Welche Stoffe des Alten Testaments gehören in den Religionsunterricht nach modernen Gesichtspunkten? Fräulein Bötticher.

Die Freunde der Christlichen Welt aus Ostpreußen halten ihre nächste Versammlung ab Dienstag den 18. September 4 Uhr in **Königsberg** Theaterrestaurant (Veranda). Vortrag Bischoff: Der Religionsunterricht in der Volksschule.

Potsdam

in „Stadt Königsberg"

Mittwoch den 3. und Donnerstag den 4. Oktober

Mittwoch den 3. Oktober Nachmittags 4 Uhr: **Unsre Aufgabe.** Professor Herrmann aus Marburg. Keine Diskussion. — **Die Grenzen der Lehrfreiheit.** Professor Baumgarten aus Kiel. Diskussion.

Donnerstag den 4. Vormittag 9 Uhr Fortsetzung: **Die Grenzen der Lehrfreiheit.** Pastor Schian aus Breslau, Kammergerichtsrat Weizsäcker aus Berlin. Diskussion.

Zur **Unterkunft** empfohlen: in erster Linie Stadt Königsberg Brauerstr. 1/2 (3 Mk. das Bett), Einsiedler Schloßstr. 8 (desgl.), Eisenbahnhotel an der Langen Brücke (2,50), Fürst Blücher Brauerstr. 7 (2 Mk.), Evangelisches Hospiz Breitestr. 34 (1,25). Ferner: Deutsches Haus Schloßstr. 6 (3 Mk. ?), Weintraube Alter Markt 8 (1,50 ?), Schultheiß Humboldtstr. 1 (3 Mk. ?), Hotel Heinrici Französische Str. 7 (1,50 ?), Zentralhotel Wilhelmsplatz (3 Mk. ?).

Es muß den Teilnehmern überlassen bleiben, für ihr Quartier selbst zu sorgen; **frühe Vorausbestellung empfiehlt sich**; aber wenn nicht eine besonders besuchte andre Zusammenkunft konkurriert, dürfte in Potsdam genug Herberge vorhanden sein.

Wir haben uns verlobt

Clara Schmidt

Magnus Kirchner

Diakonus

Saalfeld (Thüringen)
im August 1906.

Cand. theol. sucht zum 1. Oktober **Hauslehrerstelle.** Auch Musikunterricht kann erteilt werden. Angebote unter **P. V.** an den Verlag der Christlichen Welt.

Zur **Beaufsichtigung der Schulaufgaben** und zur Nachhülfe für 2 Untertertianer und Quintaner hiesigen Real-Gymnasiums, suche ich einen **cand.** oder **stud. theol.** Die Stellung bietet durch den Schulbesuch der Knaben viel freie Zeit zum eigenen Studium.

Hermann Hespe, Bückeburg

Für eine Dame von vorzüglichen Geistes- und Herzensgaben, heiterem Temperament und sehr sympathischem Wesen wird eine Stelle als Gesellschafterin oder Pflegerin gesucht, die nicht allzu große körperliche Anstrengungen erfordert. Offerte unter **E. v. G. Chemnitz** postlagernd.

Zu unsrer großen Freude wurde uns heute ein gesundes kräftiges

Töchterchen

geboren.

Darmstadt, den 13. August 1906
Otto Paech und Frau
Anna geb. Döbert

Gesucht nach Basel

in ein christliches Herrschaftshaus ein

Fräulein

zur Besorgung von 6 Kindern von 4—14 Jahren. Dasselbe muß auch perfekt weißnähen, schneidern und bügeln können und der Hausfrau willig an die Hand gehen. Bei ganz guter Bildung Familienanschluß. Offerten unter Angabe von Referenzen, des Alters und Bildungsganges und der Gehaltsansprüche sind zu richten sub **U 5069 Q** an **Haasenstein & Vogler Basel.** (Schweiz).

Pfarrhaus im Elsaß in schönem Vogesenwald nimmt **Knaben in Pension** mit oder ohne Unterricht, besonders auch in Französisch oder Englisch. Offerten unter **B Z** an die Expedition des Blattes.

Einladung

zum

Theologischen Lehrkursus der Sächsischen Kirchlichen Konferenz Dresden A., Gemeindesaal der Johanniskirche, Pestalozzistr. 7.

Mittwoch, den 26. September von 11 1/2 Uhr vormittags an und **Donnerstag, den 27. September** Vorträge: **Prof. D. Gunkel:** Die Psalmen im Zusammenhang der religiösen Lyrik Israels, religions- und literargeschichtlich betrachtet. **Privatdozent Lic. Niebergall:** Die Anlage des Konfirmandenunterrichts.

Als Beitrag zu den Kosten wird von Mitgliedern der Konferenz 1 Mk., von Nichtmitgliedern 2 Mk. erhoben.

Anmeldungen bei dem Unterzeichneten.

Zwickau i. Sa., im August 1906

Der Vorstand der Sächsischen Kirchlichen Konferenz

D. Meyer, d. Zt. Vorsitzender

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlg. Theodor Weicher in Leipzig

Soeben ist erschienen:

Der dogmatische Ertrag der Ritschl'schen Theologie nach Julius Kaftan

von

D. Carl Stange

Professor in Greifswald

Mk. 2.40

Gesucht aufs Land tüchtige staatlich geprüfte evangelische **Lehrerin** für den vollständigen Unterricht der Töchter. Auf Sprachen wird weniger Gewicht gelegt. Gehalt nach Uebereinkunft. Offerten mit Zeugnissen und Photographie an **Gräfin Raczynska geb. Freiin von Budberg,** z. Z. Bad **Elster** Villa **Reinhardsruh.**

Eine ältere, alleinstehende Dame in Berlin sucht zur Unterstützung im Haushalt eine gebildete Dame. Bedingung ist Interesse für ernste Lektüre, da Vorlesen beansprucht wird, eventuell werden Vormittags nach Vereinbarung einige Freistunden gewährt. Dienstmädchen ist vorhanden.

Gefl. Anerbieten werden sub. **L. B. 47** postlagernd **Postamt 10 Berlin** erbeten.

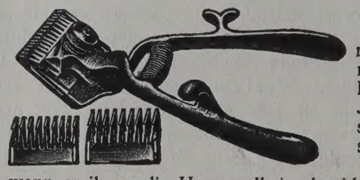
Heidelberg. Feine **Familienpension** für Studierende nahe der Universität Schloßberg 10 a. Auskunft erteilt **Prof. D. Rade Marburg.**

Florenz Deutsches Evangelisches Hospiz, Via de' Serragli 130 A. Ruhige sonnige Lage. Pension 5—6 L.

Alkohol-Entziehungskuren

Kuranstalt **Rittergut Nimbsch a. Bober,** Post Reinswalde Kr. Sagan i. Schlesien (früher Niendorf a. Sch.). Gegründet 1895. Prospekte frei. **Sanitätsrat Dr. Lerche, Alfred Smith,** Rittergutsbesitzer.

Rehfeld's Haarschneidemaschine



Familienfreund

mit 2 Aufschiebkämmen schneidet die Haare 3, 7 u. 10 mm. Jeder Familienvater **spart viel Geld** und schützt seine Kinder vor Ansteckung, wenn er ihnen die Haare selbst schneidet. · Jeder Ungeübte kann mit dieser Maschine Haare schneiden. Preis per Stück **nur Mk. 3.80.** (Porto 30 Pfg. extra.) Versand nur gegen Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages. Kein Risiko, da, wenn nicht gefällt, Umtausch oder Betrag zurück. Gebrauchsanweisung liegt bei. Garantie für jedes Stück!

Rehfeld & Backe Solingen 649

Solinger Stahlwarenfabrik mit Versand direkt an Private

„Herr Johann Kruse in Idafehn schreibt: Ich bin mit der mir gelieferten Haarschneidemaschine sehr zufrieden und habe mir den Wert einer solchen nicht vorgestellt. Dieselbe sollte in keiner Familie fehlen."